



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 14, Nr. 12 December 15, 1961

Köln: Bund-Verlag, December 15, 1961

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 12

Köln, 15. Dezember 1961 · 14. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Wie vor fast 2000 Jahren: Flüchtlingsfamilie Comet Foto



Bundestagung für Berufsausbildung in Bonn

Berufsbildung – zeitgemäß? war das Thema der DGB-Bundestagung für Berufsbildung, die am 13. und 14. November 1961 in der Bonner Beethovenhalle stattfand. Berufsbildung – zeitgemäß? dieses Motto war interessant genug für 200 Teilnehmer und für über 100 Gäste zwei Tage lang Fragen der beruflichen Bildung in den Mittelpunkt der Diskussionen zu stellen.

Teilnehmer: DGB-Vertreter in den Handwerkskammern, in den Landwirtschaftskammern und in den Berufsausbildungsausschüssen der Industrie- und Handelskammern;

Lehrer an berufsbildenden Schulen; gewerbliche und kaufmännische Berufsausbilder.

Gäste: Bundestagsabgeordnete der CDU/CSU und der SPD, Vertreter des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung; des Bundesministeriums für Wirtschaft; der Parteien CDU/CSU, FDP, SPD; des Deutschen Industrie- und Handeltages; des Deutschen Handwerkskammertages; des Bundesverbandes der Deutschen Industrie; der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände sowie vieler anderer Organisationen, die sich mit Fragen der Berufsbildung beschäftigen.

Dieses große Interesse an der Veranstaltung war sicher ein positives Zeichen für den DGB!

Maria Weber, Bundesvorstandsmitglied des Deutschen Gewerkschaftsbundes, erklärte u. a.:

„Die Bedeutung einer fortschrittlichen Berufsbildung für die arbeitenden Menschen und die gesamte Gesellschaft wurde von den Gewerkschaften seit ihrem Bestehen erkannt und herausgestellt. Sie waren immer bemüht, im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten Einfluß auf die Gestaltung der Berufsbildung in diesem Sinne zu nehmen. Insbesondere in den letzten Jahren haben die Gewerkschaften versucht, verstärkt mitzuarbeiten, soweit es die gesetzlichen Bestimmungen und die Praxis zuließen. Zu unserem Bedauern sind diese Möglichkeiten durch mangelhafte Gesetze und durch traditionsgebundene Vorstellungen völlig unzureichend.“

Eine Repräsentativveranstaltung oder mehr? Über 300 Teilnehmer und Gäste, also nur eine repräsentative Veranstaltung. Nein – nicht nur, sondern auch. Vor allem wurde gearbeitet. Diskutiert. Gesprochen. Argumentiert. Erarbeitet.

Vorläufer der Diskussionen waren die Referate von Prof. Riedel und Josef Leimig. Dr. Riedel, professoral, klug, warf die Frage auf, ob für die Jugend heute der Job interessanter sei als eine feste und abgeschlossene Bildung und Berufsausbildung. Nach seinen Erfahrungen entschieden sich die Jugendlichen im allgemeinen für den Beruf. Man müsse ihnen aber dafür eine Bildung bieten, die der technisch-gesellschaftlichen Entwicklung unserer Zeit gerecht wird.

Leimig vom DGB-Bundesvorstand, realistisch und ausdrucksvoll, gab ein Bild der heutigen Situation und bot als Ansatzpunkt zur Lösung strittiger Fragen den DGB-Entwurf zu einem Berufsausbildungsgesetz.

Drei Arbeitsgemeinschaften nahmen eine Bestandsaufnahme vor und kritisierten die bestehenden Unzulänglichkeiten im Bereiche des beruflichen Bildungswesens. Und wer kann es den DGB-Vertretern in den Kammern verdenken, daß sie die mangelnde Bereitschaft der Kammern und der Arbeitgeber zur Zusammenarbeit sowie die Unzulänglichkeit der Gesetze kritisierten, die bisher eine echte Mitverantwortung und Mitbestimmung der Arbeitnehmervertreter verhinderten. Den Berufsausbildern, daß sie das Eintrittsalter der Jugendlichen zu niedrig fanden und daß sie eine Modernisierung und Rationalisierung der Berufsausbildung verlangten. Den Berufsschullehrern, daß sie über ihre Probleme im Bereich des berufsbildenden Schulwesens am längsten diskutierten.

Drei Arbeitsgemeinschaften und doch ein Ergebnis: Schaffung eines einheitlichen Berufsausbildungsgesetzes.

Nicht als Patentlösung, aber als der beste Weg, die notwendigen Voraussetzungen für eine zeitgemäße Berufsausbildung zu schaffen. Im übrigen haben nicht die Lehrbetriebe mit einer guten Ausbildung ein Berufsausbildungsgesetz zu fürchten – im Gegenteil: Nur den ungeeigneten Ausbildungsbetrieben soll damit der Vorwand „Ausbildung“ für ihre Ausnutzung Jugendlicher als billige Hilfskräfte genommen werden.

Lohnt es sich wirklich, für ungeeignete Ausbildungsbetriebe und für eine schlechte Ausbildung auf die Barrikaden zu steigen und eine anständige gesetzliche Regelung als unzulässigen staatlichen Eingriff abzutun?

Lange genug warten die Arbeitnehmer auf ein Berufsausbildungsgesetz!

Hoffentlich war diese Tagung der Anlaß für Bundesregierung und Bundestag, diese Frage aufzugreifen und die längst fällige Regelung vorzunehmen.

Die DGB-Bundestagung für Berufsbildung liegt hinter uns. Sie war ein wertvoller Auftakt für weitere Veranstaltungen dieser Art. Hoffen wir, daß alle so gut gelingen.

Otto Semmler



Grüßt Heinz Brandt!

Die Redaktion der Zeitung „Metall“ hat in einem Aufruf aufgefordert, Weihnachtsgrüße an den in der Ostzone inhaftierten Gewerkschaftsredakteur Heinz Brandt zu senden. Heinz Brandt wird seit einem halben Jahr von den Ostzonenbehörden widerrechtlich an einem immer noch unbekanntem Ort festgehalten, ohne daß es irgend jemandem, auch nicht seiner Frau und seinen Kindern, gelungen ist, mit ihm in Verbindung zu treten. Die Weihnachtsgrüße an Heinz Brandt sollten deshalb an das ostzonale Ministerium für Staatssicherheit adressiert werden.

Meinungsverschiedenheiten

Anläßlich der Beratung und Beschlußfassung des Deutschen Bundesjugendringes (DBJR) über die aus dem 13. August zu ziehenden Konsequenzen hinsichtlich der Ablehnung von Kontakten zu den kommunistischen Staatsjugendorganisationen des Ostblocks, sind in einigen Zeitungen Stellungnahmen und Kommentare veröffentlicht worden.

Der DBJR sieht sich genötigt, dazu folgendes zu erklären: Der DBJR weist die erhobenen Vorwürfe einmütig zurück, einzelne seiner Mitgliedsverbände seien undemokratisch, trieben Landesverrat, übten konfessionspolitischen Druck aus oder versuchten, aus dem 13. August jugendpolitisches Kapital zu schlagen. Es geht nicht an, allein aus der Tatsache unterschiedlicher Auffassungen zu bestimmten jugendpolitischen Fragen im DBJR solche schwerwiegenden Vorwürfe abzuleiten, ohne den Beweis dafür erbringen zu können. Insbesondere ist auch die Forderung nach Sperrung öffentlicher Zuschüsse unbegründet.

Der DBJR begrüßt es, wenn die Presse ausführlich über Arbeit und Auffassungen seiner Verbände berichtet und sie kommentiert. Er muß sich aber dagegen verwahren, daß dieses in einer verallgemeinernden Art und Weise geschieht, die Sachlichkeit, Wahrhaftigkeit und guten Stil vermissen lassen.

Der DBJR und seine Verbände sind sich einig in der Ablehnung von Kontakten zu den kommunistischen FDJ. Sie sind sich ferner einig in der Verurteilung der Geschehnisse des 13. August 1961. Nicht einig sind sie sich in der Frage, ob Kontakte mit den anderen kommunistischen Staatsjugendorganisationen des Ostblocks grundsätzlich abzulehnen seien oder ob solche Kontakte gegebenenfalls eine Möglichkeit darstellen könnten, mit jungen Menschen in den Ländern unter kommunistischer Herrschaft in Verbindung zu kommen.

Diese Differenz in den Auffassungen war Gegenstand der Diskussionen zwischen den Jugendverbänden. Aus diesen Meinungsverschiedenheiten so weitgehende Konsequenzen abzuleiten, wie dies in einigen Presseveröffentlichungen geschah, ist verfehlt.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupferdruck: DuMont Presse, Köln.

Gewerkschaftsjugend gegen Kernwaffenversuche

Der Bundesjugendausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes protestierte auf einer Tagung in Oberursel dagegen, daß die Sowjetunion trotz der Appelle der Völker und ihrer Regierungen und aller Bemühungen der Vereinten Nationen die Versuche mit Kernwaffen wieder aufgenommen hat. Die einstimmig angenommene Entschließung lautet:

Die Wiederaufnahme der Kernwaffenversuche stellt eine unverantwortliche und rücksichtslose Demonstration der Macht dar. Diese Versuche stehen in krassstem Widerspruch zu allen bisherigen Friedensbeteuerungen der Sowjetunion. Sie belasten in besonderem Maße alle bisher eingeleiteten Bemühungen für eine umfassende kontrollierte Abrüstung und lassen befürchten, daß es zu einem weiteren Wettlauf in der Erprobung immer neuer Vernichtungswaffen und damit zu einer kaum mehr zu überbietenden Gefährdung der gesamten Menschheit schon in der Periode des Wettrüstens kommt.

Die Gewerkschaftsjugend protestiert energisch gegen die Wiederaufnahme der Versuche mit Kernwaffen und fordert alle Atomkräfte in Ost und West auf, weitere Versuche zu unterlassen und Verhandlungen für eine weltweite kontrollierte Abrüstung unverzüglich wieder aufzunehmen.

Die Gewerkschaftsjugend fordert die Jugend der Welt, vor allem auch die der Ostblockländer, auf, für die Beseitigung der atomaren Bedrohung und für die Einstellung der Kernwaffenversuche einzutreten, um die Gesundheit von Millionen Menschen und kommender Generationen zu bewahren und den Frieden in der Welt zu sichern.

Jugend gedenkt der Opfer

Dieser Tage versammelten sich Tausende von Jugendlichen aus ganz Bayern in der „Todesschlucht“ des ehemaligen Konzentrationslagers Flossenburg und auf dem Gelände des ehemaligen KZ Dachau, um am Jahrestag der „Reichskristallnacht“ (1938) der Opfer des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus zu gedenken. Zur abendlichen Feierstunde im Dachauer Lager hatten Gewerkschaftsjugend, Bayerischer Jugendring und Kreisjugendring München eingeladen. Der Platz vor dem Krematorium war von Fackeln erhellt. Xaver Senft, der Landesjugendsekretär des DGB, bedauerte in seiner Rede, daß im vergangenen Sommer das Dachauer Treffen zwischen Widerstandskämpfern und Jugendlichen aus ganz Europa mit einem geplanten Podiumsgespräch „Jugend und Widerstand“ nicht zustande kam.

Anschließend sprach Arthur Bader, der Präsident des Bayerischen Jugendrings, über die Gefahren einer Intoleranz, die sich mit „gespenstischen Parolen“ in der Bundesrepublik ausbreite, und kam schließlich auf die beschämenden Vorgänge um die Verhaftung des Jugoslawen Vracaric zu sprechen. Er hielt es für bedenklich, daß in der Bundesrepublik die Bestürzung über die ausländische Reaktion auf den Fall Vracaric größer war, als die Bestürzung über den Fall selbst, der so leichtweg als „Panne“ entschuldigt wurde. „Ich möchte hoffen, daß das Versagen eines halben Dutzend von Justizbeamten wirklich eine Panne war“, bemerkte der Redner ironisch.

Während die Feier auf dem Platz vor dem Dachauer KZ-Krematorium mit der Verlesung von Dokumenten des Widerstandes beendet wurde, legten Vertreter der Lagergemeinschaft Dachau im Gebäude vor den Krematoriumsöfen einen Kranz nieder, den sie ihren „ausländischen Kameraden“ gewidmet hatten: Diese Geste war nach den bundesdeutschen Abenteuern des ehemaligen Partisanenoffiziers Vracaric ein stummer Protest gegen die Diffamierung antifaschistischer Widerstandskämpfer aller Länder, die damals von Deutschen überfallen und terrorisiert worden waren.

RS

Arbeiterlieder auf der Schallplatte

Auf Anregung und mit Unterstützung des DGB, Landesbezirk Bayern, hat der Chor der Münchener Gewerkschaften eine Schallplatte mit Chören von Arbeiterliedern herausgegeben. Die technisch und musikalisch ausgezeichnete Aufnahme umfaßt vier Lieder: „Schaffende Hände“, „Ein guter Tag zu Ende geht“, „Lied der Moorsoldaten“ und „Unvergängliche Opfer“. Es ist der begrüßenswerte Anfang, Lieder der deutschen Arbeiterbewegung auch unserer Zeit wieder nahezubringen.

Die Schallplatte wird zu einem Vorzugspreis von 5,- DM an gewerkschaftlich Organisierte abgegeben. Ladenpreis 7,50 DM. Zu beziehen durch die Buchhandlung des Bund-Verlages in München, Schwanthalerstraße 64.

Vergeßt die spanischen Freiheits- kämpfer nicht!

Holzschnitt von Willi Dirx



Prof. Dr. Hannah Arendt,
Chairman, Spanish Refugee Aid, New York, an ihre deut-
schen Freunde:

Adolph Kummernuss,
Erster Vorsitzender der Gewerkschaft Öffentliche Dienste,
Transport und Verkehr:

Jahren, eine Familie oder einen einzelnen Flüchtling durch eine Patenschaft unterstützen.
Das Deutsche Komitee hat weitere Patenschaften über-
nehmen können, auch für hilfsbedürftige Spanier in
Marokko. 20,- DM monatlich beträgt eine Patenschaft. Sie
können von uns eine Adresse bekommen und die Verbin-
dung selbst aufnehmen und die Zahlung durch Ihre Bank
erledigen lassen, oder Sie geben uns das Geld für sechs
oder zwölf Monate, und wir erledigen die Überweisung
für Sie.

Liebe Freunde!

Das Deutsche Komitee der Spanischen Flüchtlinge bittet Sie wieder, das Ihrige zu tun, um den in Frankreich leben-
den Flüchtlingen aus dem Spanischen Bürgerkrieg zu hel-
fen. Dieser Appell hat mit dem, was man gemeinhin unter
Wohltätigkeit versteht, nicht sehr viel zu tun. Das Flücht-
lingsschicksal ist zu einem der charakteristischen Schick-
sale unseres Jahrhunderts geworden; an ihm teilzuhaben
im Geben oder im Nehmen heißt, sich bewußt als Zeit-
genosse in das Jahrhundert einzuordnen, das uns zum
Leben angewiesen wurde. Unsere Bitte hat aber noch weni-
ger etwas mit Politik im engeren Verstand zu tun, als han-
delt es sich hier um eine Frage der Parteien und ihrer Kon-
flikte. Sie ist politisch nur in dem sehr allgemeinen Sinn
der notwendigen Solidarität in einem öffentlichen Bereich,
der die nationalen Grenzen in Wahrheit längst überschrit-
ten hat.

Unter denen, welche zwischen den beiden Weltkriegen
von dem Flüchtlingsschicksal ereilt wurden, sind die Spanier
die einzigen, die unserer Hilfe noch bedürfen. Sie sind
sehr früh in Vergessenheit geraten, weil unmittelbar nach
der Katastrophe, die sie betraf, die Katastrophe des zwei-
ten Weltkrieges ganz Europa ereilte. Ihr Anspruch an uns
ist um so dringlicher, als sie nicht nur die unseligen Opfer
politischer Wirren sind, sondern für die Freiheit gekämpft
und diesen Kampf verloren haben. Sie zu vergessen, heißt
unter anderem die Freiheit vergessen.

Das Komitee, das sich zu ihrer Hilfe in Amerika gebildet
hat, fand sich ursprünglich gleich nach dem zweiten Welt-
kriege zusammen, um die Kriegs- und Flüchtlingsnot in
Westeuropa, vor allem in Deutschland und Frankreich, zu
lindern. Damals bildeten die Spanier nur eine Gruppe un-
ter vielen. Heute sind sehr viele, vielleicht alle, denen
damals geholfen wurde, in der Lage, selbst zu helfen. Es
ist dies, was ich meinte, wenn ich Ihnen davon sprach, daß
man ein Zeitgenosse dieses Jahrhunderts im Nehmen und
im Geben sein kann. Sie werden verstehen, daß dies nicht
unbedingt auf jeden einzelnen zutreffen muß. Man kann
geben, ohne je genommen zu haben; man kann nehmen,
ohne je gegeben zu haben. Worauf es ankommt, ist nur,
daß auch der Gebende weiß, daß er morgen ein Nehmen-
der sein kann, und daß die Würde des Nehmenden da-
durch gewahrt bleibt, daß er weiß, daß er morgen vielleicht
zu den Gebenden gehören wird.

So bitten wir Sie, im Rahmen Ihrer Möglichkeiten zu tun,
was Sie tun können. Kein Betrag ist zu klein und keiner
zu groß. Und bitte, denken Sie daran, daß Sie mit Ihrer
Hilfe dazu beitragen, dies Jahrhundert ein wenig menschen-
licher, gleichsam ein wenig wohlicher zu machen.

Unsere Städte sind wieder aufgebaut, die Wohnungen
sind besser und schöner geworden, die Fabriken sind zum
Teil in ihrer Gestaltung besser geworden als die alten, die
dem Erdboden gleichgemacht wurden. Aber was ist mit
den Menschen? Hier gibt es Probleme, die man nie mit
Geld oder Stiftungen oder Sammlungen irgendeiner Art
wiedergutmachen kann.

Und doch gibt es Möglichkeiten, den Opfern faschistischer
Verbrechen zu helfen. Hierzu gehören in erster Linie die-
jenigen, die in die noch heute faschistisch regierten Län-
der, ihre Heimat, nicht wieder zurück können, weil die
Diktatoren ihr Handwerk dort ungestört weitertreiben.
Man muß nicht selber Emigrant gewesen sein, um sich eine
Vorstellung davon machen zu können, wie das Leben der
aus ihrer Heimat vertriebenen Spanier aussieht.
Darum sollten alle freiheitsliebenden Menschen sich bereit
erklären, hier wirkliche und echte Opfer zu bringen, um
diesen bedauernswerten Menschen ihr Schicksal zu er-
leichtern.

Herbert Dau,
Präsident der Hamburger Bürgerschaft:

Für die spanischen Freiheitskämpfer war es bitter genug,
nach härtestem Kampf vor den Gewalten der Unterdrück-
kung weichen zu müssen. Doppelt hart aber sind die-
jenigen von ihnen getroffen, die nach dem Verlust von
Freiheit und Heimat auch noch der wirtschaftlichen Not
anheimgefallen sind.

Der von dem deutschen Komitee zur Hilfe für demokratische
spanische Flüchtlinge übernommenen Aufgabe,
unser Gewissen zu schärfen und uns alle zur solidarischen
Hilfe für die doppelt Geprüften aufzurufen, sollte sich
niemand entziehen. Alles, was wir für unsere spanischen
Freunde tun, ist ein Dienst für Menschlichkeit und Freiheit.
Laßt uns durch Taten beweisen, daß wir den Ruf verstan-
den haben.

Was geschieht mit den Spenden?

Wir wenden uns wieder an alle Freunde der Freiheit in
unserem Lande mit der Bitte um Geld für spanische demo-
kratische Flüchtlinge. Gerade weil wir in Deutschland die
Flüchtlingsnot kennen und wissen, daß auch bei uns für
die Flüchtlinge und Vertriebenen noch manches zu tun
ist, glauben wir Verständnis für unseren Appell zu finden.
Von Jahr zu Jahr haben mehr Personen und Organisa-
tionen Spenden für unsere Hilfe gegeben, die Menschen
galt, die in der Gefahr sind, in ihrem schweren Schicksal
von der Welt vergessen zu werden. Wir möchten dafür
allen danken, auch jenen, die regelmäßig, manche seit

Das Deutsche Komitee wird auch in diesem Jahr für die
Arbeit in Südfrankreich einen Betrag zur Verfügung stel-
len; es wird wieder Geld bereitstellen, damit Blinde,
Schwerbeschädigte und Tuberkulose in französischen
Heimen ein kleines Taschengeld erhalten können.

Das Deutsche Komitee hat durch deutsche Hörgeräte, die
billiger und besser als Fabrikate anderer Länder sind, man-
chem Flüchtling sein Los erleichtern können und es hat
mit Schreibmaschinen aus Deutschland einigen zu einer
Existenz verholfen. Auch diese Hilfe soll fortgesetzt
werden.

Das Büro der Spanish Refugee Aid in Paris, mit dem wir
eng zusammenarbeiten, ist in einem Keller spartanisch
eingerichtet. Die durch Spendenaktionen auf-
gebrachten Mittel aus den Vereinigten Staaten, aus Eng-
land, der Schweiz und der Bundesrepublik gehen bei
geringen unerläßlichen Unkosten in vollem Umfang an die
spanischen Flüchtlinge. Das Deutsche Komitee hat keine
Verwaltungskosten, da alle Arbeiten ehrenamtlich geleis-
tet werden. Nur Druckkosten und Porto sind unvermeid-
lich. Bei einem Ergebnis von rund DM 50000 im letzten
Jahr, einschließlich eines Beitrags von DM 10000 aus dem
Ertrag der Sammlung für das Weltflüchtlingsjahr, werden
die Unkosten unter DM 800 liegen.

Unsere Zusammenarbeit mit Amerikanern, Franzosen,
Spaniern, Engländern und Schweizern für die spanischen
demokratischen Flüchtlinge hat uns Deutschen Freunde
gebracht, die wir nicht missen möchten und die auf uns
rechnen. Helfen Sie uns, damit wir die gute Sache fort-
setzen können.

Mit verbindlichem Gruß
Peter Blachstein, M. d. B.

Unsere Konten:
Bank für Gemeinwirtschaft in Hamburg, Konto 61556
Deutsche Bank in Hamburg, Konto 2/01467
Postscheckkonto: Hamburg 17508
sämtlich unter
Deutsches Komitee zur Hilfe für demokratische spanische
Flüchtlinge, e. V.
Kleidung kann direkt geschickt werden mit dem Zollver-
merk „Keine Handelsware, Geschenksendung für Flücht-
linge“ an:
Madame A. M. Berta, Spanish Refugee Aid, Toulouse, 13,
Rue de Thionville, Frankreich.

Da das Porto hoch ist, lohnt es nur, sehr gut erhaltene
Kleidung, vor allem für Männer, zu schicken.
Bitte keine Kleidersendungen nach Hamburg.
Diese Sammlung ist durch Bescheid der Sozialbehörde
der Freien und Hansestadt Hamburg vom 7. November 1961
genehmigt.



Suomi ist einsam

Eindrücke einer Finnlandreise von H. D. Kley

Ein eigenartiges Land, dieses Suomi. Ich traf in Finnland mehrere junge Deutsche, die schon zum zweiten oder dritten Mal die weite Reise in den nordöstlichen Winkel Europas angetreten hatten. Zumeist reisten sie per Autostop, und sie fuhren nicht schlecht dabei. Denn überall in Finnland, wo die schwarz-rot-goldenen Farben auftauchen, kann ein Besucher aus Saksä damit rechnen, daß man ihm hilfreich entgegenkommt. Im Hinblick auf die große Zahl junger Deutscher, die in den Sommermonaten an den finnischen Straßen stehen, wollte es mir jedoch scheinen, daß die Hilfsbereitschaft der Finnen manchmal reichlich strapaziert wird. Und es stimmt auch bedenklich, wenn man Jungen von vierzehn oder fünfzehn Jahren trifft, die sich damit brüsten, täglich einige hundert Kilometer zurückzulegen. Oft kennen sie kaum ihre eigene Heimat – und damit unterscheiden sie sich merkbar von den jungen Finnen.

In Finnland ist die Liebe zur Heimat ein ausgeprägtes Wesensmerkmal, und fast ist man geneigt, anzunehmen, daß kein Volk die Schönheit seines Landes mehr zu schätzen weiß als die Finnen. Die Nationalhymne *Suomis* ist ein großer Lobgesang auf die Natur. Aus einem tiefempfundenen Naturerleben stammen auch die Symphonien eines Jean Sibelius. Die Unendlichkeit des Himmels und der Ebene, die Lieblichkeit der Seen und die geheimnisvolle Dunkelheit der Wälder läßt sich aus dieser Tonsprache vernennen. Uns erscheint sie manchmal unverstänlich, doch den Finnen bedeutet sie viel.

Schon in jungen Jahren wird das Gefühl für Natur und Heimat geweckt, wenn die Eltern in den Sommermonaten mit ihren Kindern hinausziehen, um in einem abgelegenen Winkel des Landes ein ebenso einfaches wie beschauliches Ferienleben zu verbringen. Die finnischen Schulferien beginnen im Juni und enden im September; sie dauern also drei Monate, und da der nordische Sommer nur kurz ist, versucht man, diese Zeit so gut wie möglich auszunutzen. Man fährt zu Verwandten aufs Land oder mietet ein Holzhaus am See. Der Vater, den berufliche Pflichten wochentags in der Stadt festhalten, kommt des Sonnabends nachgereist, und dies ist auch der Tag, an dem die Familie ihr Saunabad nimmt. Noch scheinen die Finnen weit davon entfernt zu sein, die freie Zeit als ein Problem zu empfin-

den. Im Gegenteil – nirgendwo wird der Sommer so intensiv erlebt wie im europäischen Norden. Die Tage vergehen mit Schwimmen, Lesen, langen Wanderungen und Erntearbeit. Nichts, was an die Hast des Alltags erinnern könnte, tritt dem Menschen in diesem Refugium entgegen. Doch alles, was der Mensch braucht, um sich frei zu fühlen, hat er hier: ein bescheidenes Holzhaus, Kerzenlicht, eine farbenprächtige Vegetation und blankgewaschene Klippen.

Die Weite des Landes und die relativ geringe Bevölkerungszahl läßt in Finnland leicht den Kontakt mit der Natur aufkommen. Helsinki, die finnische Hauptstadt, zählt nicht mehr als 400000 Einwohner – das ist ein Zehntel der Gesamtbevölkerung. Elendsviertel gibt es nicht. In den letzten Jahren wurden die Miethäuser fast nur noch außerhalb der Stadt, in gesunder, landschaftlich reizvoller Umgebung, gebaut. Eine Industriestadt wie Tampere wird mit Recht als „Industriepark“ bezeichnet. Für die meisten Finnen liegt die Natur direkt unter dem Fenster. Kein Wunder, daß finnische Besucher die überbevölkerten Städte Westeuropas oft als einen Alpdruck empfinden.

Wir hingegen atmen auf, wenn wir nach Finnland kommen. In Lappland traf ich Dieter, einen Pfadfinder aus Duisburg. „Hier in Finnland bekommt man zu spüren, was es heißt, zwischen einfachen, naturverbundenen Menschen zu leben“, sagte er. „Ich bin nun schon ein paarmal bei finnischen Familien zu Gast gewesen, und bei jedem Besuch ist mir deutlicher geworden, in welcher künstlicher Umgebung viele von uns leben. Wir müssen ständig Betrieb um uns haben, damit wir uns nicht leer und unbeachtet vorkommen. Ich weiß nicht, was uns in Westdeutschland dazu treibt, immer noch mehr zu verdienen und mehr besitzen zu wollen als der Nachbar. Im Grunde macht uns das nicht reicher und auch nicht glücklich.“

Welch ein Gewinn für den Reisenden, der sich, wie dieser deutsche Pfadfinder, seine Gedanken macht und zu neuen Maßstäben gelangt. Fragt man indessen einen Finnen, weshalb die Deutschen in seinem Land eine so hohe Wertschätzung genießen, wird er vor allem seine Bewunderung für die Nachkriegsleistungen Westdeutschlands zum Ausdruck bringen.

Doch sind die Finnen aufrichtig genug, auch kritische Töne in dieses Lob einfließen zu lassen. Ein finnischer Student und

eine junge Finnin sagten mir zum Beispiel, sie seien in ihren großen Ferien einem Angebot gefolgt und nach Westdeutschland gefahren, um leichte Arbeit in einer Fabrik zu tun bzw. als Haushaltshilfe tätig zu sein. Man habe sie jedoch reichlich überfordert, um nicht zu sagen ausgenutzt, so daß sie enttäuscht nach Finnland zurückgekehrt wären. Das ist aus zweifachem Grund Jammerschade. Denn einerseits sollte uns die Freundschaft der Finnen mindestens so viel wert sein wie etwa das nahöstliche Schulterklopfen. Zum andern aber genügt ein Blick auf die Landkarte, um einzusehen, daß die Finnen in einer bedenklichen Isolation leben. Die Sowjetunion ist der große, übermächtige Nachbar Finnlands, und ein von den Sowjets diktiertes Abkommen verbietet es den Finnen, sich mit Europa zu vereinigen. Auf keinen Fall aber möchte man eine neue Auseinandersetzung mit dem russischen Nachbarn wagen. Man vermeidet deshalb in Finnland alles, was das Verhältnis zur Sowjetunion trüben könnte. Jede öffentliche Kritik gegen Rußland ist tabu, und nur aus privaten Gesprächen mit Finnen kann man erfahren, daß man das sowjetische System in Finnland zutiefst verabscheut. Finnlands Wirtschaft leidet immer noch unter einer periodischen Arbeitslosigkeit. Es gibt aus diesem Grunde unter den Arbeitern viele Kommunisten, und leider ist ihre Zahl so groß, daß wir darüber erschrecken müßten.

Aber was tun wir, um Finnland zu helfen? Tun wir etwas, um Europas Solidarität mit Finnland zu beweisen? Helfen wir der finnischen Jugend, mit uns Kontakt zu halten? Denn der Wunsch nach Kontakten mit dem Westen ist in der finnischen Jugend sehr lebendig. Man fühlt sich dem Westen zugehörig, aber man fühlt sich einsam, weil weder genügend materielle noch moralische Unterstützung aus dem Westen kommt. Ein kleines, machtloses Volk sieht sich allein gestellt, und es ist bewundernswert, wie zäh und mit welcher klugen Geschick die Finnen ihre eigenständige Existenz gegenüber ihrem mächtigen Nachbarn bisher zu behaupten vermocht haben.

Wenn man als Fremder durch Finnland reist und sich nach dem Leben und Treiben der jungen Leute erkundigt, kann man erstaunliche Dinge hören. So haben beispielsweise die Studenten der Technischen Hochschule in Helsinki vor einigen Jahren das Fernsehen in Finnland eingeführt. Bevor sie sich zu diesem Werk entschlossen, hatten staatliche Organe bereits jahrelange Experimente mit der Television aufgestellt, ohne zu positiven Ergebnissen gekommen zu sein. Um so schneller gelang es den Studenten, ein Programm auszustrahlen. Das Geld für den Aufbau ihres Fernsehsenders besorgten sie sich bei der werbungstreibenden Wirtschaft; ihre Kenntnisse entnahmen sie amerikanischen Lehrbüchern. Kommilitonen von anderen Fakultäten halfen ihnen bei der Programmgestaltung. Heute hat das Studentenfernsehen in Finnland einen so vorzüglichen Ruf, daß das später eingeführte Programm des Staatssenders nur mit Mühe dagegen aufkommt. Seltsamerweise beantragten unlängst einige Parteien im Parlament, das Studentenfernsehen abzuschaffen. Der Grund ist nicht ohne weiteres ersichtlich, jedoch nimmt man an, daß die Parteien verärgert sind, weil ihnen die Studenten bisher keinerlei Einfluß auf das Programm eingeräumt haben.

Eine beachtliche Initiative zeichnete auch die fünf Studenten aus, denen ich in Hämeenlinna begegnete. Sie hatten ihr Taschengeld zusammengetan und einen lächerlich alten Packard aus dem Jahre 1925 gekauft, um damit von Stadt zu Stadt zu fahren und Altpapier zu sammeln. Wo immer sie mit ihrem kuriosen Vehikel vorfuhren, wurde ihnen hilfreiche Aufmerksamkeit zuteil. Ihre Arbeit bestand darin, das Papier – alte Zeitungen, Schachteln und Tapetenreste – zu bündeln, die Anschriften zu notieren und die Stapel anderntags von einem Lastwagen der Altpapierfirma abholen zu lassen. Zweck dieser Aktion war es, einen Grundbetrag für den Bau eines Studentenheimes zusammenzutreiben. Sie selbst waren bereits im Studium viel zu weit fortgeschritten, um noch in diesem Heim wohnen zu können. Ich fragte einen von ihnen, was sie zu dieser Aktion veranlaßt habe, und er erwiderte mir: „Wir sind mit den Wohnverhältnissen in unserem College nicht zufrieden. Wenn wir jetzt nicht Abhilfe schaffen, wird es vielen anderen Studenten nach uns nicht besser ergehen. Es würde uns wenig nützen, die Initiative allein dem Staat zu überlassen. Wenn wir jedoch damit anfangen, Geld für das Heim zu sammeln, können wir hoffen, daß uns die Behörden unterstützen. Aus diesem Grunde sind wir in unseren Ferien auf Altpapiersuche gegangen. Übrigens macht uns die Sache großen Spaß.“

Die Selbsthilfe ist ein hervorsteckender Zug im finnischen Leben. Sie stammt aus jener Zeit, da man in dem weiten, unbehausten Land noch aufeinander angewiesen war. Überdies ist die Pionierzeit in Finnland längst noch nicht zu Ende. Viel bleibt noch zu tun, und es ist vor allem der jungen Generation vorbehalten, das Aufbauwerk der Älteren fortzuführen. Als Beobachter hat man den Eindruck, daß Finnland einiges von seinen jungen Leuten erwarten kann. Diese Jugend ist überaus vital und physisch wie geistig erstaunlich gesund. Natürlich gibt es auch in Finnland jugendliche Trunkenbolde und solche Typen, die man bei uns „Halbstarke“ nennt. Aber sie bestimmen nicht das Gesamtbild. Typisch ist vielmehr der wortkarge Finne, dessen große, melancholische Augen sich scheu abwenden, wenn ein prüfender Blick sie streift – derselbe Finne, der sehr lebhaft sein kann, wenn er auf der Bühne des Jugendtheaters steht und der gleichfalls tatkräftig Hand anzulegen weiß, sobald es um praktische Hilfe geht. Wenn man mit diesen jungen Menschen zusammenkommt, bedarf es der UNESCO-Statistik nicht mehr, wonach das Niveau des Jugendlebens und der Jugendarbeit in Finnland an der Spitze aller Länder der Welt liegt.

Foto: Les Reporters Associés „Finnische Mädchen in Lappland“.

Siebzehn Pfund für einen Menschen

Erzählung von Dal Stevens



Dal Stevens, 1911 geboren, erhielt für seinen Roman „Jimmy Brockett“ einen Literaturpreis seiner Heimat Neusüdwaales. Er ist einer der besten Schilderer des ländlichen Lebens in Australien.

Landstreicher und Walzbrüder, so erzählte man sich, schrieben Gaunerzinken an Tore und Bäume in der Nachbarschaft von Bauernhöfen, so daß Kameraden, die später in die Gegend kamen, gleich wußten, was sie zu erwarten hatten. So ein Zeichen für „Braver Mensch“, „Geizhals“ oder „Bissiger Hund“ sagte eine ganze Menge, und etwas mußte an der Sache sein, denn zu meinem Onkel Septimus kam kaum jemals ein Landstreicher, während Onkel Heini von ihnen dauernd überlaufen wurde. Mein Bruder Bill und ich beobachteten sogar, wie ein Walzbruder nach einem einzigen Blick auf Onkel Septimus' sauberes Hoftor auf den Hacken kehrte. Einige hundert Meter weiter blieb er vor Onkel Heinis verfallenen Tor stehen, warf nach einer kurzen Sekunde der Überlegung den Kopf zurück und marschierte auf Onkels Haus los.

Mit etwas zum Essen und etwas Tabak konnten Landstreicher und Walzbrüder bei Onkel Heini immer rechnen, manchmal auch mit einer, nie aufgezwungenen, Aushilfsarbeit und einigen Schillingen dafür oder gar mit einigen Münzen ohne Gegenleistung. Und weil Onkel Heini einmal einem Walzbruder sogar zwei Pfund lieh, kam es zum Streit zwischen ihm und Onkel Septimus und zu den seltsamsten Folgen.

„Einem Landstreicher Geld geben“, sagte Septimus, verzog höhnisch den Mund und hüpfte von einem seiner O-Beine auf andere, „ebensogut hättest du's zum Fenster hinauswerfen können.“ Der ruhelose kleine Mann hatte eine manchmal etwas rüde Art.

„Er war kein Landstreicher, Septimus“, sagte Onkel Heini vorwurfsvoll.

Der Unterschied war wichtig. Der Walzbruder war ein wandernder Handwerker, der sich an die Straße hielt, auch mit seinem Felleisen umzugehen verstand und sein Zeltblatt und sein Paar blauer Wolldecken ordentlich zu rollen verstand. Oft war er ein Schafscherer oder sonst ein Saisonarbeiter, während die Landstreicher oft Tunichtgute und Städter waren.

„Womit ich nicht sagen will, daß man einem Landstreicher nicht helfen sollte“, fuhr Onkel Heini fort. „Aber der Bursche war ein Walzbruder, und er brauchte die zwei Pfund, um sie seiner kranken Mutter zu schicken. Und er versprach, sie zurückzahlen.“

„Versprach er's?“ zischte Onkel Septimus aus einem Mundwinkel und rümpfte die Nase. „Walzbruder oder Landstreicher, sie alle sind Diebe und Nichtstuer. Ich hoffe, du hast deine zwei Pfundnoten zum Abschied auf beide Wangen geküßt.“

„Er machte den Eindruck eines ehrlichen Menschen“, sagte Onkel Heini, und seine sanften braunen Augen funkelten ein wenig unter Onkel Septimus' Angriff. „Ich weiß, daß er ehrlich ist.“

„Landstreicher oder Walzbrüder, mit ihren glatten Zungen können sie einen Wellensittich um sein Futter reden“, erklärte Onkel Septimus.

Onkel Heini hätte es dem Septimus mit Zinsen heimzahlen können, wenn er gesagt hätte, daß es noch keinem gelungen sei, Onkel Septimus auch nur um eine Brotrinde zu reden, geschweige denn um Vogelfutter, aber dazu war er zu gutmütig. Er sagte bloß: „Septimus, wie wär's denn, wenn dein Sohn um zwei Pfund bettelte, um sie seiner kranken Mutter zu schicken?“

„Ich habe keinen Sohn, ich bin ein überzeugter Junggeselle“, erwiderte Septimus.

„Aber wenn du einen Sohn hättest?“ fragte Onkel Heini, „oder wenn du selbst deiner kranken Mutter zwei Pfund schicken wolltest?“

„Ich könnte nie in die Lage kommen, betteln zu müssen“, sagte Septimus. „Ich mach' dir einen Vorschlag: ich wette um zwei Pfund mit dir, daß du dein Geld nie wiedersehen wirst. Du hättest die Uhr nehmen sollen, die er dir als Pfand anbot.“

„Abgemacht“, sagte Onkel Heini, „und wenn ich die Wette gewinne, geb' ich das Geld dem armen Teufel.“ Erst jetzt dämmerte es Onkel Heini, wie ungeheuerlich Onkel Septimus' Vorschlag in bezug auf die Uhr war. „Ich hätte ihn um die Uhr bringen sollen, die ihm sein Vater hinterlassen hat? Da will ich eher mein Geld verlieren, als so was tun!“

„Wenn das Geld nicht innerhalb eines Monats zurückgezahlt ist, hast du die Wette verloren“, sagte Septimus. „Kannst sie gleich bezahlen, dann hast du's hinter dir.“

„Wie soll der arme Teufel in einem Monat zwei Pfund ersparen?“ fragte Onkel Heini. „Drei Monate gilt die Wette.“ Er setzte sich auf die Veranda. Es war ihm anzusehen, daß ihn Onkel Septimus' Hartherzigkeit schmerzte. Da er selbst ein gütiger und sanfter Mensch war, glaubte er, sein Bruder müsse vom gleichen Schrot und Korn sein. Wenn er dann fand, daß er es nicht war, so war er gekränkt. Septimus hatte eine höchst düstere Meinung von der Menschheit oder tat wenigstens so.

Der Walzbruder, der die Meinungsverschiedenheit hervorgerufen hatte, war am späten Nachmittag den Hofpfad heraufgekommen, hatte leise an die Hintertür geklopft und nach dem Boß gefragt. Tante Lil war von seinem Benehmen um so stärker beeindruckt, als der letzte Besucher seine Faust hatte auf die Tür dröhnen lassen und laut verlangt hatte: „Etwas Fleisch und Tee, Frau, und eine Kleinigkeit Tabak dazu, wenn Sie schon dabei sind.“ – „Allerhand unverschämt sind Sie“, hatte Lil geantwortet, den Kopf zurückgeworfen und den Mann von der Schwelle gewiesen. Aber dann hatte er ihr leid getan; sie hatte ihn zurückgerufen und auf ihre rauhe Art gesagt: „Diesmal will ich's dabei bewenden lassen. Aber nächstesmal, wenn Sie sich nicht benehmen lernen...“

Dieser neue Besucher jedoch nahm den Hut ab und sagte: „Ich bitte nicht um Essen, aber glauben Sie, der Boß würde mir auf diese Uhr zwei Pfund leihen?“ und er zog eine silberne Uhr aus der Tasche.

Der Walzbruder war etwa dreißig, ein großer Mann von wuchtigem Bau. Sein Haar war dunkel und er trug einen schweren Pack auf dem Rücken und seine Teekanne in der Hand. Gesicht und Arme waren von der Sonne braun gebrannt.

„Ich lasse die Uhr dem Boß zum Pfand, wenn er will“, sagte der Walzbruder, „ich möchte sie nicht verkaufen. Hab' sie von meinem Vater. Aber ich muß ein paar Pfund aufreiben und sie meiner Mutter schicken. Sie ist krank.“

„Der Boß ist auf dem Markt, wird aber bald zurück sein“, sagte Tante Lil. „Setzen Sie sich auf die Stufe und warten Sie. Ich mache Ihnen eine Tasse Tee und werd' Ihnen auch einen Happen zum essen finden.“

„Lieb von Ihnen“, sagte der Mann, „aber ich will Ihnen nicht zur Last fallen. Ich kam nicht um des Essens willen. Ich wollte nur...“ Es klang ziemlich ehrlich. Aber Tante Lil ließ sich auf keine Debatte ein. Der Teekessel stünde auf dem Herd, sagte sie, und in der Vorratskammer gäbe es etwas kaltes Ochsenfleisch. Tante Lil wußte einfach, was Gastfreundschaft im Busch draußen bedeutet. In wenigen Minuten stand ein Teller mit Fleisch und Tomaten und eine Tasse Tee vor ihm. „Essen Sie, während Sie warten.“ Tante Lil glaubte fest, daß ein Mann mit einem leeren Magen dem lieben Gott keine Freude machte. Der Walzbruder war auf dem besten Weg, sich im Himmel wieder beliebt zu machen: Als Onkel Heini heimkam, hatte er sich trotz seiner anfänglichen Proteste zwei Teller Fleisch und vier Tassen Tee zu Gemüte geführt.

Mein Onkel Heini trug immer seine besten Anzüge zu den Versteigerungen. Sie hatten für ihn etwas Sonntägliches und die Feierlichkeit von Landwirtschaftsausstellungen. Blauer Serge war aber keine bequeme Kleidung für einen heißen Tag und nachdem er auf die Veranda gestapft war und den Staub von seinen braunen Sonntagstiefeln abgeschüttelt hatte, zog er die Jacke aus. Er hing sie säuberlich an einen Nagel, fächelte sich Luft zu und prustete: „So, das ist besser!“ Dann sah er den Walzbruder und nickte ihm zu. „Das war wieder einmal ein Tag, Lil“, sagte er zu seiner Frau, „die Schafe waren viel zu teuer. Zu diesen Preisen hätten ihnen Goldfäden wachsen müssen, nicht Wolle. Habe auch nichts gekauft.“ Man darf nicht glauben, daß sich Onkel Heini bei Versteigerungen von seinem weichen Herzen dreinreden ließ.

„Am besten wär's, du trägst das Geld morgen in die Bank zurück“, sagte Tante Lil. Nach ein paar weiteren Worten und nachdem er mir und Bill das Naschwerk eingehändigelt hatte, das er uns immer mitbrachte, hörte er sich das Anliegen des Walzbruders an. Er lehnte ab, die Uhr zum Pfand zu nehmen, und lieh ihm zwei Pfund, die er in der Hosentasche gehabt hatte. Er ging noch einen Schritt weiter: „Sie müssen sich nicht verpflichtet fühlen, anzunehmen, aber ich kann auf dem Hof Arbeit für Sie finden. Das hat nichts mit dem Geld zu tun, was ich Ihnen da vorschlage ist ein Geschäft.“

Ich muß leider mitteilen, daß Onkel Septimus, der das ganze Gespräch aus der Nähe mitangehört und Grimassen geschnitten hatte, bei diesen Worten laut auflacht. Der Walzbruder hörte es und antwortete vielleicht deshalb:

„Nein, ich brauche keine Arbeit auf dem Hof.“ „Okay“, sagte Onkel Heini, „ich dachte nur.“ Er ging zu seinem niedrigen, zweirädrigen Wägelchen und brachte die Einkäufe in die Küche. Wir Kinder halfen ihm, und irgendwann, während wir noch dabei waren, ging der Walzbruder seiner Wege. Zu diesem Zeitpunkt begann Septimus Onkel Heinis Handlungsweise zu kritisieren. Ein weniger gutartiger Mann hätte ihn wahrscheinlich gar nicht angehört.

Etwa eine Viertelstunde nach dem Abschluß der Wette wollte Onkel Heini seine Brieftasche aus der Jacke nehmen und fand sie nicht. Er suchte in allen Taschen, einmal, dann noch einmal, und dann auf dem Boden des Wägelchens und auf der Straße, wo das Fahrzeug stand. „Die fünfzig Pfund sind weg“, murmelte er, „ich muß sie irgendwo fallen gelassen haben.“

Illustrationen: Joachim Braatz

Siebzehn Pfund für einen Menschen

Aber Onkel Septimus wußte genau, was geschehen war: „Der verdammte Landstreicher hat sie!“ rief er.

„Ach nein“, sagte Onkel Heini. „Das war ein anständiger Junge.“

„Ein verdammter Dieb“, wiederholte Septimus und rief zu Onkel Heinis Stallknecht hinüber: „Jake, He! Jake, saddle Flossie!“

„Was willst du tun?“

„Deinem Geld nachreiten. Eil dich, Jake, saddle Flossie!“

„Ich bin sicher, daß er's nicht genommen hat. Er hat mir doch seine Uhr angeboten, die war gut ihre zehn Pfund wert.“

„Augenauswischerei, damit du ihm vertraust“, sagte Septimus, und es gelang ihm, zugleich triumphierend und mutlos zu klingen und so zum Ausdruck zu bringen, daß wir in einer bösen, bösen Welt lebten. „Der Trick mit der Uhr ist so alt wie die Bibel. Jake, Jake!“ Jake kam eilig herbei. „Worauf wartest du? Saddle Flossie!“

„Du reitest nicht, Septimus“, sagte Onkel Heini fest, „es ist möglich, daß ich das Geld im Laden verloren habe oder auf dem Heimweg. Ich werde ein Inserat im ‚Anzeiger‘ aufgeben und fünf Pfund Belohnung anbieten, oder, sagen wir, zehn Pfund.“

„Weit billiger und sicherer ist es, den Dieb zu erwischen“, sagte Onkel Septimus. „Jake, mach Flossie bereit!“ Jake rührte sich nicht, wiewohl Septimus entschlossen genug gesprochen hatte. Er wußte, daß Septimus dem Walzbruder nicht nachreiten würde – nicht, nachdem Onkel Heini nein gesagt hatte. Bei Onkel Heini konnte man sich darauf verlassen, daß er ein Vorhaben auch ausführte. Nach längerem Warten bekam er die Verbindung mit dem „Anzeiger“, und der Redakteur versprach, daß er in der Ausgabe, die er soeben zum Druck beförderte, noch ein paar Zeilen über den Verlust bringen würde.

Während des Telefongesprächs schnitt Septimus Grimassen, verhielt sich aber schweigend. Erst als Onkel Heini abgehängt hatte, sagte er: „Ist schließlich dein Geld.“ Bei seinem Besuch in der Stadt am nächsten Morgen allerdings muß er eine Menge herumzählt haben, denn als es dämmerte, kam Sergeant Donnegan auf seinem Rad zu Onkel Heini heraus.

„Ich höre, daß Sie eine Anklage erheben wollen“, sagte er und nahm die Füße von den Pedalen. „Wir überwachen diese Burschen ziemlich genau und werden den da bald haben.“ Der Sergeant hatte einen braunen Schnurrbart und versuchte, ihn mit den Fingern in eine martialische Form zu zwirbeln.

„Nein, ich erhebe keinerlei Anklage“, sagte Onkel Heini. Er war mit einem Schraubenschlüssel unter den Getreidebinder gekrochen und wand sich jetzt hervor. „Ich wüßte nicht, gegen wen ich sie erheben sollte.“

„Ich habe die Geschichte anders gehört und wenn ein Diebstahl begangen ...“

„Es ist kein Diebstahl begangen worden“, sagte Onkel Heini, „ich weiß, daß Septimus den armen Teufel beschuldigt.“

„Wir werden ihm einen armen Teufel zeigen, sobald wir ihn verhaftet haben“, rief der Polizist, aber nach einigem Hin und Her erklärte er sich bereit, heute noch nichts zu unternehmen.

„Einen Tag warte ich, aber nicht länger“, warnte er und ließ sich schwer auf sein Fahrrad nieder. Der Reifen des Hinterrades wurde zusehends breiter. „Ich sollte das nicht tun“, fügte er hinzu, „aber Sie sind ja so sicher, daß Sie es verloren haben und der Vogel es nicht geklaut hat. Ich riskiere meine Stelle ...“

Sergeant Donnegan wurde am nächsten Morgen aus seinem Dilemma befreit. Gegen neun Uhr kam der Walzbruder zurück, händigte Onkel Heini die Brieftasche ein und sagte: „Ich war im Begriffe, das da zur Polizei zu tragen, da sah ich im ‚Anzeiger‘, daß Sie es verloren haben.“ Er zeigte auf die Straße. „Da drüben lag sie. Gut, daß ich die Zeitung sah ...“ Er stockte. Onkel Heini schien das nicht aufzufallen. „Das ist großartig, das ist wunderbar“, sagte er einmal übers andere.

„Gleich da drüben lag sie“, wiederholte der Walzbruder.

„Ich war sicher, daß sie irgend jemand finden würde“, sagte Onkel Heini, „oder zumindest, ich hoffte es.“ Er griff in die Brieftasche, nahm zehn Pfund heraus und dann noch weitere fünf und schob das ganze dem Walzbruder hin. Der Mann versuchte, das Geld zurückzustoßen und wurde rot im Gesicht. „O nein, Boß“, sagte er, „ich kann das nicht nehmen, ich kann das nicht.“

„Sie müssen, das ist die Belohnung. Und die zwei Pfund, die ich Ihnen auf die Uhr geborgt habe, gehören auch Ihnen.“ Der Mann war völlig aus der Fassung gebracht und protestierte, aber meinem Onkel Heini konnte man nicht widersprechen. Der Mann steckte das Geld endlich ein und blieb stehen. Er starrte bewegungslos auf den Boden. „Sie haben mir gestern Arbeit angeboten, Boß. Ich nehme an.“

Am nächsten Morgen hatte mein Onkel Septimus eine ganze Menge mitzuteilen, als er hörte, was Heini getan hatte. „Ich möchte schwören, daß er außerdem noch ein Faulpelz ist“, damit begann er.

„Was meinst du mit ‚außerdem‘ noch?“ fragte Onkel Heini. „Er hat das Geld gefunden und zurückgebracht.“



„Und hat sich reichlich damit Zeit gelassen“, sagte Onkel Septimus, „er hat zuerst das Geld geklaut und es dann mit der Angst bekommen, so war es.“

„Er fand es und brachte es zurück. Das ist alles, was ich weiß und was ich wissen will. Und das genügt mir.“ Septimus antwortete nicht gleich. Dann sagte er: „Deine Sache. Aber ich würde ihn scharf überwachen. Ich wette, er ist faul.“

„Er scheint sich ordentlich ranzuhalten“, sagte Onkel Heini und wies auf den Haufen Holz, mit dem der neue Mann, der Tom hieß, beschäftigt war. „Ich hab' schon schlechtere Arbeit mit dem Beil gesehen.“ Toms dicke braune Arme sausten durch die Luft, die Splitter flogen, und der Haufen Brennholz war sehr ansehnlich geworden.

„Neue Besen kehren gut“, sagte mein Onkel Septimus, „in einer Woche wird das anders aussehen. Hat er übrigens gesagt, wann er die geborgten zwei Pfund zurückzahlen will?“

„Ich hab' sie zur Belohnung gerechnet, aber heute morgen kam Tom und sagte, er wolle einen Monat lang ohne Bezahlung arbeiten. Ich will natürlich nichts davon wissen.“

„Du bist dumm“, sagte Onkel Septimus, es klang aber gar nicht unfreundlich und mir schien, als läge sogar ein klein wenig Bewunderung darin. Aber im nächsten Augenblick, als wünschte er seine Stellung klarzumachen, fügte er hinzu: „Wenn ich dir etwas raten darf, versteck' dein Geld, und Lil soll ihr Silber abzählen.“ Er war nicht leicht von einem Thema abzubringen und einen Monat lang hatte er täglich einen kleinen Nadelstich für Onkel Heini oder Tante Lil bereit. Einmal fragte er die Tante direkt: „Hast du in der letzten Zeit dein Silber nachgezählt? Mit diesem verdammten Dieb und Faulpelz ...“

„Nein, wenn ich nämlich eine ordentliche Kommode hätte, dann könnte ich es leicht zählen“, sagte Tante Lil. Onkel Septimus hatte da einen wunden Punkt berührt. Onkel Heini und Tante waren noch nicht gar so lange verheiratet, und eine Kommode war ihr dringendster Wunsch. Onkel Heini versprach immer wieder, daß er auf einer der nächsten Versteigerungen das Richtige finden würde, aber irgendwie kam es nie dazu.

„Ich würde zumindest die Löffel zählen“, beharrte Septimus. „Oh, laß mich doch in Frieden“, sagte die Tante ärgerlich, weil er sie von neuem an das nicht vorhandene Möbelstück erinnerte hatte. Sie hatte oft genug geklagt: „Ich mußte einige unserer Hochzeitsgeschenke in den Schrank wegpacken, als ob ich mich ihrer schäme.“

„Am Ende des Monats gab Onkel Septimus immerhin zu: „Kein schlechter Arbeiter, aber doch ein verdammter Dieb, Heini.“ Tom hatte sich in der Zwischenzeit dem Haushalt vollkommen eingefügt. Zu Beginn hatte er stumm und sogar ein wenig feindselig seine Arbeit verrichtet, aber jetzt begann er langsam aufzutauen. Wir Kinder hatten uns mit ihm angefreundet, und er erzählte uns, daß er auf einem Bauernhof geboren war. „Weiß nicht, warum ich überhaupt wegging“, sagte er, „wahrscheinlich, weil es zu langweilig war. Da lernte ich lieber mein Handwerk.“

Anfangs weigerte sich Onkel Septimus, mit Tom zu sprechen und beschränkte sich darauf, ihm mehr oder weniger freundlich zuzunicken. Nach zwei Monaten begann er, „Guten Morgen“ zu sagen und hatte sogar hie und da ein kleines Schwätzchen mit ihm. Als er Tante Lils amüsiertes Lächeln entdeckte, fühlte er sich bemüßigt, sich zu entschuldigen: „Was die Arbeit betrifft, habe ich mich möglicherweise geirrt ...“

„Er ist ein ausgezeichneter Arbeiter, und du weißt es“, sagte Tante Lil mit Bestimmtheit.

„Nicht übel“, wiederholte Septimus, „aber vielleicht gibt er sich nur soviel Mühe, damit ihr ihm vertraut.“

„Du bist so verbittert, wie alle alten Junggesellen, du solltest heiraten!“

„Das fehlte noch“, sagte Septimus und sprang ein Stückchen zurück, um den Schrecken zu unterstreichen, der ihn bei ihrem Vorstoß überkam. „Ich bin noch nicht ganz verblödet. Ich bin mein eigener Herr, und das möchte ich bleiben.“

„Dein eigener Herr bist du wohl“, sagte die Tante, „aber es kann kein Vergnügen für dich sein, unter so einem Herrn zu dienen.“ Nachdem sie das mitgeteilt hatte, ging sie zu ihrer Wäsche zurück. Septimus sah ihr mit leeren Augen nach, runzelte die Brauen, womit er seine Niederlage einbekennte und ging auf seinen Hof zurück.

In den nächsten Monaten gewöhnte sich Septimus daran, mit Tom längere Unterhaltungen zu führen, und eines Morgens beobachtete ich die beiden, wie sie fast eine halbe Stunde lang miteinander sprachen. Tom war im Begriffe, einen Zaun zu reparieren, Septimus trieb sich in seiner Nähe herum, und zum Schluß half er ihm sogar. Mehrere Minuten lang fiel es ihm gar nicht auf, daß Onkel Heini sich ihnen zugesellt hatte. Als er ihn entdeckte, machte er ein verdutztes Gesicht, wandte sich ziemlich unvermittelt von Tom ab und angelegentlich seinem Bruder zu. In den folgenden Monaten wurde seine Haltung dem neuen Mann gegenüber aber immer milder. Seine boshaften Bemerkungen wurden seltener, und er streute sie nur dann ein,

wenn er sich dabei ertappte, daß er Tom gelobt hatte. Seine Abneigung wäre möglicherweise völlig eingeschlafen, hätte Onkel Heini nicht beschlossen, einen Urlaub in Sydney zu verbringen und den Hof gänzlich in Toms Obsorge zu lassen. Onkel Septimus wurde richtig wütend, als er davon hörte. „Du bist vollkommen verrückt“, sagte er zu Heini. „Dich sollte man in ein Irrenhaus sperren. Vielleicht habe ich unrecht gehabt, als ich ihn einen Faulpelz nannte, aber glaub mir, einmal ein Dieb, immer ein Dieb! Du solltest im Krankenhaus nachsehen lassen, ob in deinem Kopf alles in Ordnung ist...“ Onkel Heini hatte sich angewöhnt, Septimus nicht mehr wirklich zuzuhören. Er ging ruhig daran, seinen Plan zu verwirklichen.

An dem Tag, als Onkel Heini und die Tante nach Sydney fuhren, sagte Septimus: „Also sehr viel kann er nicht anstellen, solange ich die Augen offenhalte. Und du kannst ruhig sein, ich werde nicht nur am Tage, auch nachts scharf aufpassen!“ Onkel Heini war erst eine Woche weg, da fiel es mir auf, daß Septimus schon sehr deutlich die Anstrengungen zur Schau trug, die ihn seine selbstauferlegte Nachtwächtertätigkeit kostete. Er hatte Ringe unter den Augen, und sein Schritt und sein Auftreten hatten ihre frühere Frische verloren. Ich sah ihn sogar gähnen. Aber seine Entschlossenheit war unerschütter. Ich hörte, wie er zu meinem Vater sagte: „Ich halte durch, und wenn's mich das Leben kostet!“

„In deinem Alter wäre es klüger, wenn du dich ausschliefst“, sagte mein Vater.

„Was meinst du mit meinem Alter?“ fragte Septimus. Seine Augen blitzten und er hob die Fäuste zum Gesicht wie die Boxer. „Komm nur, wenn du Schneid hast!“ Er war in seiner Jugend ein guter Leichtgewichtler gewesen und immer noch recht wendig, die Herausforderung schien mir aber doch wohl nur eine Geste zu sein. „Der Hof ist gut gehalten, und Tom ist richtig“, sagte mein Vater. Onkel Septimus kniff die blutunterlaufenen und schlaflosen Augen zusammen und schien zu sagen „Ein zweiter sanfter Narr“, und senkte Fäuste.

Tom ging seiner Arbeit fachmännisch nach, als ob ihm Septimus' Überwachung überhaupt nicht aufgefallen wäre. Er stand lange vor der Morgendämmerung auf und arbeitete bis nach Sonnenuntergang.

Eines Tages wachten mein Bruder Bill und ich um Mitternacht auf und sahen Licht in Toms Hütte. Bill ging zum Fenster und fragte: „Was mag er um diese Zeit noch tun?“

„Weiß Gott“, sagte ich, „vielleicht ist er gerade erst von der Arbeit gekommen.“

„Oder vielleicht geht er auf die Skunksjagd“, sagte Bill nicht sehr überzeugt. Am nächsten Morgen fragte er Tom aus. Tom lächelte und sagte: „Frag' mich nicht. Ich kann dir nur soviel sagen, daß ich wieder mein altes Handwerk ausübe.“

„Zeig' uns, was du machst“, rief Bill aufgeregt.

„Später“, Tom dachte nach. „Könnt ihr ein Geheimnis bewahren? Es ist eine Überraschung für Onkel und Tante. Aber kein Wort zu irgend jemandem!“ Er legte den Finger auf die Lippen und wollte uns nicht mehr sagen. Wiewohl wir neugierig waren, versuchten wir nicht, Näheres herauszufinden, das wäre gegen die Spielregeln gewesen. Aber nichts konnte uns verhindern, nachts zu seiner Hütte hinüberzuschauen, wo das Licht fast bis zum Morgengrauen brannte. Einmal hörten wir deutlich Hammerschläge, die der Wind sicherlich eine Meile weittrug. Kurz darauf wurden wir nachts plötzlich alle aus dem Schlaf gerissen. Schlaftrunken und mit klopfenden Herzen hörten wir Septimus schreien und an die hintere Tür hämmern. „Was habe ich euch gesagt!“ schrie er, „im Haus oben brennt Licht, wahrscheinlich packt er jetzt seine Beute ein!“

„Unsinn“, sagte mein Vater, der weniger Geduld hatte, als Onkel Heini, „geh' in dein Bett zurück!“

„Und ich sag' dir, daß er nichts Gutes im Schilde führt“, brüllte Septimus, „was hätte er sonst in Heinis Haus verloren?“ Darauf konnte man so leicht keine Antwort finden, und mein Vater erklärte sich bereit, Septimus zum Haus zu begleiten. Bill und ich gingen mit, wir durften uns das doch nicht entgehen lassen – was immer dort oben vorging. So schlichen wir uns hinter dem Rücken der Mutter hinaus und gesellten uns unaufdringlich den beiden Männern zu. Wir standen fest im Lager der Septimusgegner. „Vielleicht ist es die Überraschung für Onkel Heini“, sagte Bill. Septimus hörte ihn und fauchte: „Überraschung ist das rechte Wort, bei Gott!“

„Du kannst es nicht wissen“, Bill gab nicht nach. „Tom erzählte uns von einer Überraschung für Onkel Heini und die Tante.“

„Du hast versprochen, nichts auszulauern“, sagte ich schnell. Septimus machte von dem abscheulichen Vorrecht Gebrauch, das die Erwachsenen bei solchen Gelegenheiten schnell bei der Hand haben. „Keine Frechheiten von euch!“ sagte er kurz. Wir waren ganz nahe an das Haus herangekommen und gingen zum Fenster des Wohnzimmers, aus dem das Licht drang. Die Vorhänge waren weggezogen und man konnte hineinschauen. Tom war im Begriffe, Tante Lils Hochzeitsgeschenke aus dem Schrank zu nehmen und auf dem Boden aufzuschichten. „Was habe ich gesagt!“ schrie Septimus und rannte durch die hintere Eingangstür in die Stube. „In flagranti ertappt!“ brüllte er, als er Tom aufspringen sah.

„Ja, leider“, sagte Tom ruhig, „es hätte eine Überraschung für alle werden sollen. Ich bin ja von Beruf ein Zimmermann...“ Septimus war im Begriffe, weiter zu schreien, aber er folgte – wie wir ändern auch – mit dem Blick Toms ausgestrecktem Finger und entdeckte die wunderschöne Kommode, die Tom in seiner Hütte fertiggestellt und heute ins Haus übersiedelt hatte. Sie war fast drei Meter lang und hatte geschnitzte Füße und Türen. Die Mahagonioberfläche war auf Hochglanz poliert und glitzerte wie Wasser in der Sonne. Sie hätte in einem Herrschaftshaus stehen können.

„Ich will verdammt sein“, sagte Septimus und schlich kleinlaut aus dem Zimmer. Er machte nichts halb: Am nächsten Morgen tat er weitere Buße und entschuldigte sich so herzlich bei Tom, daß der ganz verlegen wurde. Wir fragten uns, ob Tom sich über das Ausmaß von Septimus' Niederlage klargeworden war, als er die Kommode für eben jenes Silber fand, von dem er überzeugt war, daß Tom es stehlen wollte.

Tom arbeitete insgesamt sieben Jahre für Heini, soweit ich mich erinnere, und verliebte sich dann in ein Mädel aus Mundabilla. Er begann, einen kleinen Hof mit einem Freund zu bewirtschaften und kaufte später seinen eigenen. Aber das ist nicht das Ende von Toms Geschichte; das erfuhr ich viele Jahre später und zwar von Tante Lil. Am letzten Abend nämlich, bevor er den Hof verließ, um sich zu verheiraten, sagte er plötzlich beim Tee: „Wissen Sie, Heini, ich habe damals Ihr Geld geklaut. Ich brachte es zurück, weil Sie der erste Mann waren, der mir je vertraut hat. Ich hatte damit gerechnet, daß Sie mir die Polizei auf den Hals schicken würden und hatte es gut versteckt. Sie haben es aber nicht getan... Ist ein schöner Schock für Sie, nicht wahr?“

„Nein“, sagte Onkel Heini, „ich wußte es. Nicht sogleich, erst als du es zurückbrachtest. Deshalb gab ich dir die fünfzehn Pfund. Ich war so froh darüber, daß du dich eines Besseren besonnen hattest.“

„Da soll mich doch der Teufel holen“, sagte Tom, „es waren übrigens siebzehn Pfund, nicht fünfzehn. Und Sie?“ wandte er sich an meine Tante.

„Ich hab' mir so das meine gedacht“, antwortete Tante Lil. Als Septimus davon hörte, gab er vor, tief verärgert zu sein, rief dann aber seltsamerweise: „Na, es hat also siebzehn Pfund gekostet, einen anständigen Menschen aus ihm zu machen!“ Es hatte außerdem auch eine ganze Menge Glauben an die Menschheit gekostet.

Deutsch von Friedrich Thorn.
(Copyright by Kalmer, London)



Uwe-J. Ahrends

Elegie für eine Vierzehnjährige

Von Wolfgang Weyrauch

Eine Rose für Dich,
eine Frage an Dich.

Die Zukunft ist im Augenblick,
was gestern starb, ist heute chic,
was heute glänzt, ist morgen Schlick,
die Zukunft ist im Augenblick.

Hannelore,
Fragen im warnenden Chore,
Fragen, gefragt vor der Wand,
Antwort, Rücken die Wand,
Fragen, hinter der Wand,
geh mit dem Kopf durch die Wand.

Und sprich mit Staren,
doch nicht mit Leuten,
die sich nicht häuten
zum Wunderbaren.

Gedanken einer Vogelscheuche,
gefragt im dunkelsten Gesträuche:

Jener Atombombenwerfer auf Nagasaki, der
später in ein Kloster ging –
hat er richtig gehandelt?
Jener Dichter, der
seit dem 1. August 1914 nichts mehr ab –
hat er richtig gehandelt?
Jener General, der
anordnete, 20000 Zypressen zu vertilgen,
damit die Panzer ausschwärmen könnten –
hat er richtig gehandelt?
Jener Jüngling, der
ein Schild mit der Aufschrift „Vernunft“
durch die Straßen Berlins trug –
hat er falsch gehandelt?

Im Rock-and-roll, mein Kind, und vor James Dean,
vergiß nicht,
daß Anne Frank und ihre Freunde schrien.
Vergiß nicht.

Ich schrieb einmal:
Kinder, auswandernd,
eine Verfassung zu denken.
Ich schreibe heute:
Mädchen, denkend,
eine Verfassung zu machen.

Viele Fragen an Dich,
eine Rose für Dich.



Kleine Insel in der Marne



Unweit von Paris liegt die kleine Insel in der Marne, die Ernst Friedrich erworben und Friedensinsel genannt hat. Dort treffen sich Friedensfreunde und insbesondere junge Gewerkschafter aus vielen Ländern. Der Weg zu diesem Projekt des 67jährigen Deutsch-Franzosen ist lang und mühsam. Als er vor einiger Zeit in Stuttgart war, erzählte er aus seinem bewegten Leben, das den Bemühungen für die friedliche Verständigung der Menschen immer gewidmet war und auch heute noch ist. Ernst Friedrich ist einer der seltenen Menschen, die sich im Alter die Träume der Jugend bewahrt haben.

Er wurde 1894 in Breslau geboren. Schon in der Schule war er durch seine antimilitaristische Haltung bekannt. Er lernte Buchdrucker und fand als Lehrling schon den Weg zur Gewerkschaft, in der er bald ein aktives Mitglied war. Seine Liebe zur Literatur brachte ihn dazu, selbst Gedichte zu schreiben, die er manchmal in Arbeiterbildungsvereinen vortrug. Im ersten Weltkrieg lernte er wegen seiner Anti-Kriegsdichtung die Gefängnisse kennen. Es konnte ihn nicht in seiner Gesinnung erschüttern. Nach dem Krieg ging er nach Berlin und verdiente sich seinen Lebensunterhalt von der Mitarbeit an Büchern und Zeitschriften, die dafür eintraten, daß nie mehr ein Krieg die Menschheit überfalle. Die Krönung dieser Arbeit war sein Buch „Krieg dem Kriege“, ein Werk, das insbesondere bei der Arbeiterschaft und der Jugend begeistert begrüßt wurde und eine hohe Auflage erreichte. Keine geringere Künstlerin als Käthe Kollwitz hatte Zeichnungen zu diesem Werk zur Verfügung gestellt. Ernst Friedrich konnte mit dem Gewinn aus dem Verkauf des Buches eine Kindheitsidee verwirklichen. Friedrich kaufte drei alte Häuser in „Berlin“ und eröffnete sein „Anti-Kriegsmuseum“.

Über dem Eingang stand: „Eintritt für Menschen 20 Pfennig – für Soldaten Eintritt frei“.

Dieses Schild brachte ihm zunächst einmal eine Gefängnisstrafe wegen Beleidigung ein. Ähnliche Strafen folgten im Laufe der Jahre. In seinem Museum stellte Friedrich Anti-Kriegsbilder aus. Es war nicht leicht, dieses Unternehmen aufrechtzuerhalten, da die Nazis oft die Fenster einschlugen und ähnliche Dinge unternahmen.

Diese erlebnisreiche Tätigkeit wurde durch den Sieg der Nazis beendet. Ernst Friedrich wurde verhaftet und eingesperrt; sein Museum wurde einige Wochen später zerstört. Sein Werk war dahin. Auf Protest amerikanischer Quäker wurde er nach Monaten aus dem Gefängnis Moabit entlassen und mußte sich dreitägig bei der Polizei melden.



Als Ernst Friedrich davon erfuhr, wieder eingesperrt zu werden, entfloh er in die Tschechoslowakei, dann in die Schweiz, von dort ausgewiesen wegen Anti-Hitler-Gedichten nach Belgien, wo er brüderlich aufgenommen wurde. Für die Aufnahme sorgte Senator Rotlean; die belgische Postgewerkschaft half dem Emigranten zur Gründung eines zweiten Anti-Kriegsmuseums. Diesmal war es eine fahrende Ausstellung, die auch nach Holland ging. Beim Einmarsch der deutschen Truppen wurde sie zerstört.

Ernst Friedrich war zum zweiten Male um sein Werk gebracht. Er wurde von Belgien nach Südfrankreich deportiert, sollte nach Deutschland zurückgebracht werden, entfloh und lebte versteckt bis zum Kriegsende in Frankreich. Wieder ging ein Krieg, unmenschlicher und grauenhafter als der erste Weltkrieg, zu Ende. Ernst Friedrich hatte ihn überstanden. Aber sein Werk war dahin. Nicht seine Gesinnung und die Hoffnung darauf, daß die Menschen auch einmal aus ihren Fehlern und ihrem Wahn lernen. Aus einem internationalen Fonds bekam Ernst Friedrich eintausend Dollar. Was tat er mit dem Geld? Was er von jeher mit Geld getan hatte, er stellte es der Bemühung für friedliche Verständigung zur Verfügung. Ein aus dem Dienst gestelltes Schiff stand zum Verkauf. Er kaufte es, nannte es „Arche Noé“ und machte auf dem Schiff erneut eine Ausstellung gegen den Krieg.

Später bekam er noch mehr Geld. Eine Entschädigung für die Vernichtung seiner Existenz in Deutschland und für einen Schädelbruch und eine Beinverletzung, die die Nazis ihm in der Haft zugefügt hatten. Für dieses Geld kaufte er die kleine Insel in der Marne. In harter Arbeit wurden ein Berliner Pavillon, ein Schweizer erstellt, ein Tolstoi- und ein Hiroshima-Haus sind geplant. Alljährlich treffen sich Gruppen der Gewerkschaftsjugend zu einer internationalen Friedenskundgebung auf der Insel.

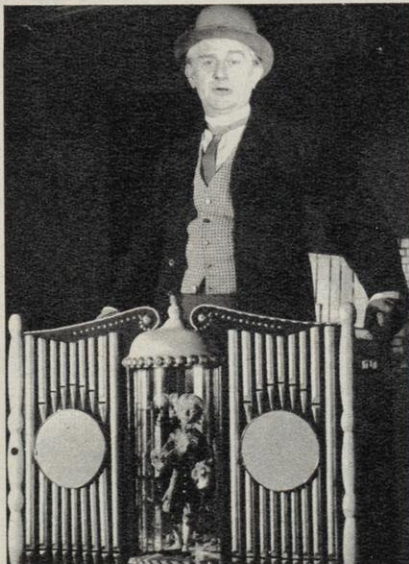
In Frankreich wurde eine Gesellschaft „Freunde der Friedensinsel“ ins Leben gerufen, vor einigen Wochen wurde in Stuttgart eine deutsche Sektion dieser Vereinigung gegründet. Viel ist noch auf der Insel zu tun. Hilfe ist notwendig. Ernst Friedrich, der selbst bei der Arbeit mithilft, kann es mit seiner kleinen Gruppe nicht allein schaffen. Könnten hier nicht gelegentlich freiwillige Helfer aus unserer Gewerkschaftsjugend einspringen? Und könnte man nicht für dieses Werk unter der Jugend eine Solidaritätsaktion ins Leben rufen, um die Insel weiter auszubauen?

Dieter Schmidt



Die Dreigroschenoper im Marionettentheater

Fotos: Waltraud Paul



Brecht/Weill schrieben ihre Dreigroschenoper 1928. Ihre Moritat vom Räuber Macheath wurde in den letzten Jahren wieder sehr populär.

„Und der Haifisch, der hat Zähne
Und die trägt er im Gesicht ...“

(An der Drehorgel Regisseur Walter Oehmichen.)

„Um der zunehmenden Verhärtung der Menschen zu begegnen, hatte J. Peachum einen Laden eröffnet, in dem die Elendsten der Elenden jenes Aussehen erhielten, das zu den immer verstockteren Herzen sprach.“





Die Unterhändler des Räubers Mackie Messer bereiten dessen Hochzeit mit Polly Peachum, der Tochter des Bettlerkönigs, in einem fremden Pferdestall vor.

Tiger-Brown, Polizeichef von London, ist als alter Freund von Mackie Ehrengast auf der Hochzeit. In Erinnerung an gemeinsam verbrachte Kriegsjahre singen sie den Kanonensong.



Fotos: Waltraud Paul

Die Augsburger Puppenkiste Walter Oehmichen unternahm das Wagnis, die Dreigroschenoper von Bert Brecht mit der Musik von Kurt Weill auf der Marionettenbühne herauszubringen.

Die Uraufführung der Dreigroschenoper 1928 in Berlin wurde eine Sensation und machte Bert Brecht mit einem Schlage berühmt. Seine groteske Art der sozialen Anklage war damals völlig neu und brachte ihm den Ruf des eigenwilligsten, nicht immer gern gesehenen, aber populärsten deutschen Dramatikers der Gegenwart ein.

1948 gründete Walter Oehmichen die heute sehr beliebte Augsburger Puppenkiste. Der ehemalige Oberspielleiter des Stadttheaters Augsburg machte aus seinem Hobby, seinen Kindern Puppen zu schnitzen, einen Beruf. Unter seiner Regie und dem Bühnenbild von Ernst Ammann kam die Dreigroschenoper im Marionettentheater zur Aufführung. Als Bänkelsänger, welche die Songs für die Puppen übernehmen, stehen Isolde Jeller und Walter Oehmichen vor der Bühne.

Die Dreigroschenoper im Marionettentheater? – „Ein origineller Einfall, und doch – erst jetzt bemerken wir – wie naheliegend. Denn was Brecht mit dem richtigen Theater und dem lebendigen Schauspieler erzielen wollte: Nicht Illusion, sondern Demonstration, nicht Verzauberung des Betrachters, sondern seine ‚Verfremdung‘ – die drahtgezogenen Figuren, diese Abhängigsten der Abhängigen, lösen es mühelos, ganz automatisch“, schreibt K. H. Kramberg in der Süddeutschen Zeitung. Er spricht sogar von möglichen Brecht-Festspielen der Augsburger Puppenkiste.

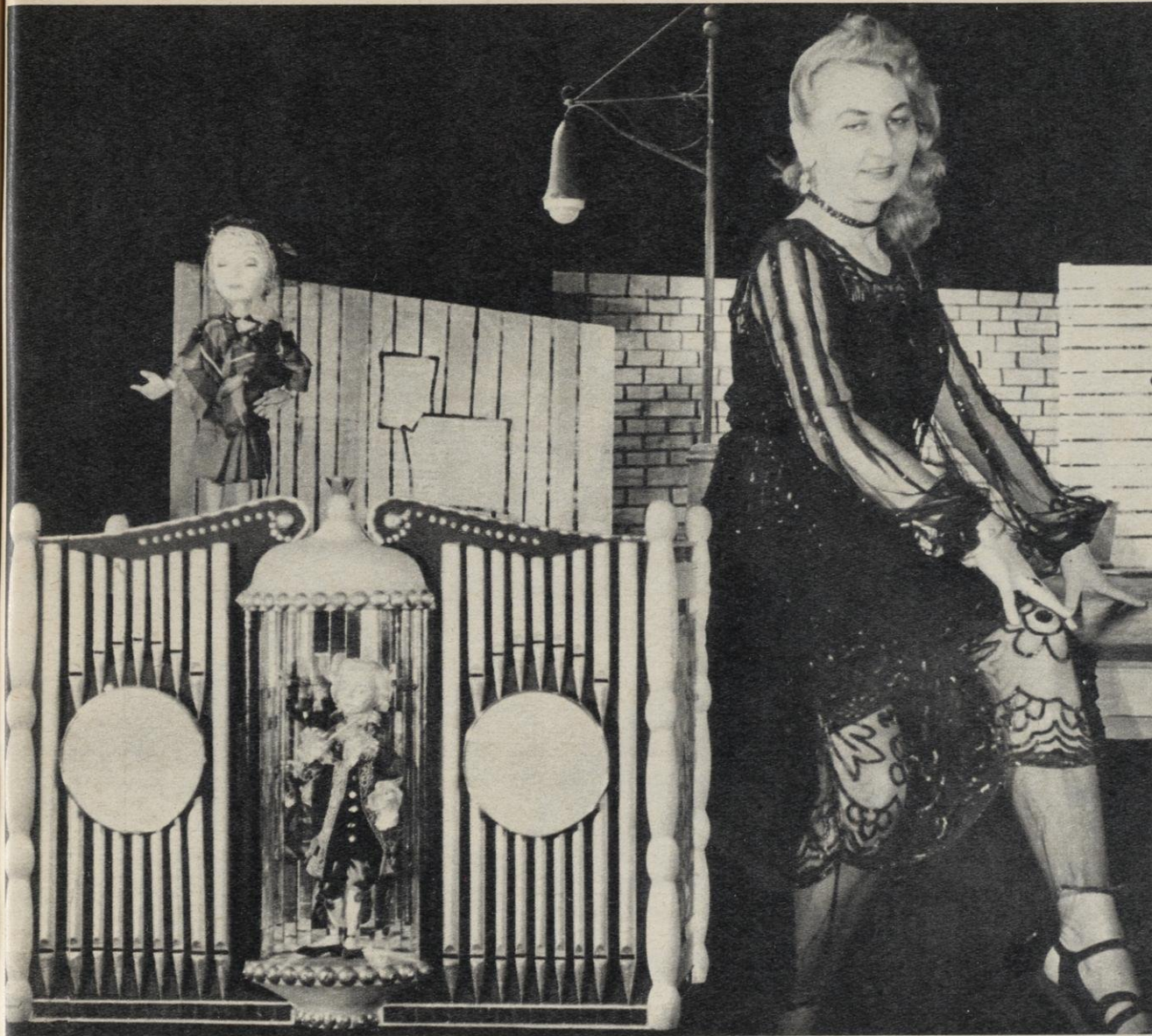


Mackie Messer in Old Bailey wird von Lucie, der Tochter Tiger-Browns, befreit.



„Kampf um das Eigentum.“ Eifersuchtszene zwischen Polly und Lucie.

ie
it
r-
r.

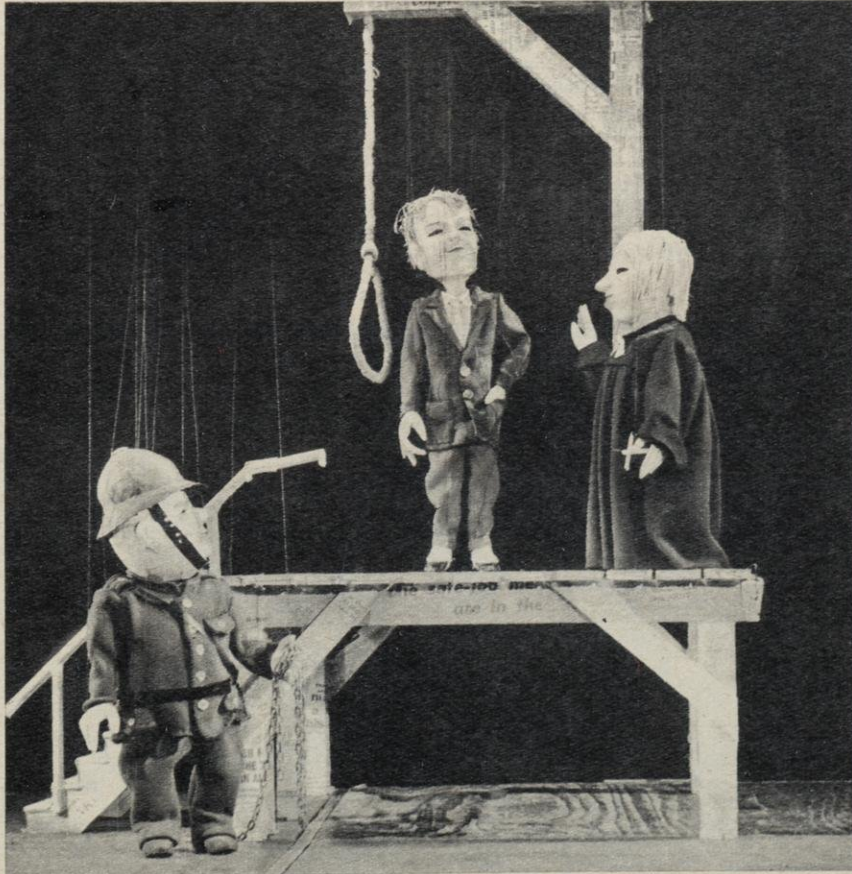


„Durch ein kleines Lied deutet Polly ihren Eltern ihre Verheiratung mit dem Räuber Macheath an.“ (Bänkelsängerin Isolde Jeller.)

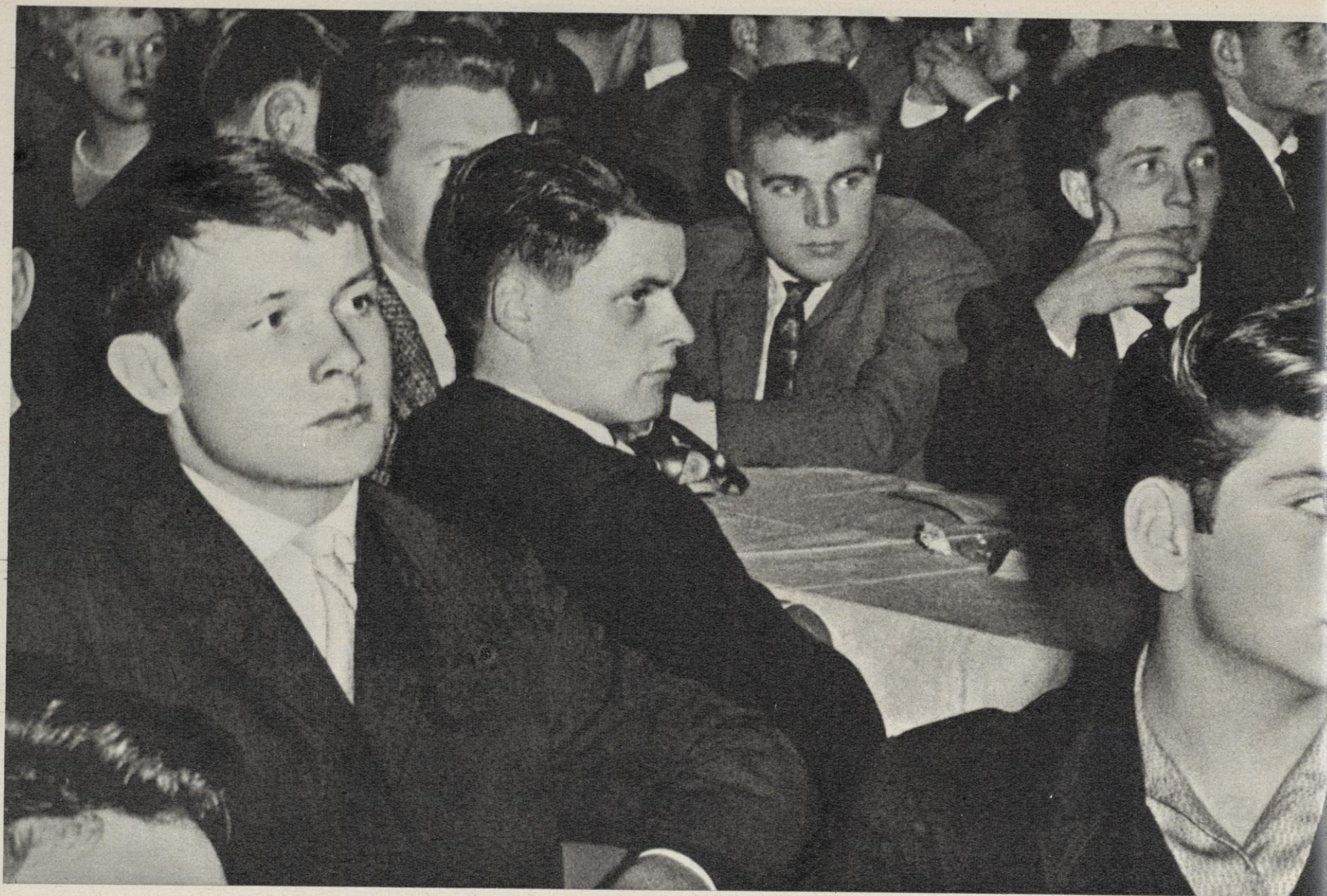
Durch Jenny wird Mac an die Polizei verraten.



Peachum droht dem Polizeichef, den Krönungszug durch eine Demonstration des Elends zu stören, wenn Mackie Messer nicht vorher gehenkt wird.



Mac wurde abermals verraten und soll nunmehr gehenkt werden. Doch der reitende Bote des Königs verwandelt den traurigen Schluß doch noch in ein „Happy-End“.



Der Geschäftsführer der IG Bau-Steine-Erden in Köln, Josef Schneider, überreicht Georg Leber ein Geschenk des Kölner Oberbürgermeisters



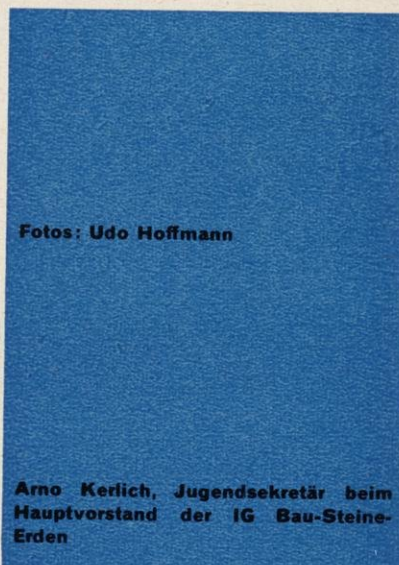
Helga Brendgen fand mit ihren Chansons viel Beifall

Die Industriegewerkschaft Bau-Steine-Erden führte in Köln eine Arbeitstagung unter dem Motto „Der junge Gewerkschafter als Staatsbürger“ durch. Rund 350 Jugendleiter der Gewerkschaft beschäftigten sich in acht Arbeitsgemeinschaften mit Fragen der Demokratie, der Gewerkschaftspolitik, der Sozialpolitik, der Berufsausbildung und der gewerkschaftlichen Jugendarbeit. In einem öffentlichen Podiumsgespräch bejahten die jungen Gewerkschafter Staat und Grundgesetz. Sie forderten für die politische Bildungsarbeit einen breiteren Raum.

Das Mitglied des Hauptvorstandes der IG Bau-Steine-Erden, Jürgen Jöns, unterstrich, daß die junge Generation die Verpflichtung hat, sich auf die zukünftigen Aufgaben des Staatsbürgers vorzubereiten, damit der Fortbestand und die Entwicklung eines demokratischen Lebens gesichert sind. In einem ausführlichen Referat zu dem gestellten Thema betonte der 1. Vorsitzende der Industriegewerkschaft Bau-Steine-Erden, Georg

Leber, unter langanhaltendem Beifall: „Wir lassen uns nicht in einen Widerspruch zu diesem Staat manövrieren, auch dann nicht, wenn wir davon überzeugt sind, daß er noch nicht vollkommen ist. Wir wissen aber, daß wir unter dieser Staatsform allein das Recht und die Chance haben, um die Durchsetzung unserer Ideen zu ringen. Politische Bildung und genügendes Wissen sind unerläßliche Voraussetzungen nicht nur für den Erfolg in der gewerkschaftlichen Arbeit. Die politische Bildung der breiten Schichten unseres Volkes ist erforderlich, um die Menschen in die Lage zu versetzen, ihre staatsbürgerlichen Pflichten und Aufgaben erfüllen zu können. Wir müssen auf eigenen Wegen zu einer neuen Ordnung finden, die unter Wahrung der persönlichen Freiheit weder ein Spätaufguß kapitalistischer Denkweise noch des kollektivistischen Bolschewismus ist. Wir halten uns für zuständig, nicht nur über Fragen des sozialen Fortschritts mitzureden und mitzugestalten, sondern im staatsfreien Bereich in bestimmten Fragen auch mit den Vertretern der Unternehmer zu-

sammen an der Ordnung in bestimmten Bereichen zu wirken.“ Leber nahm auch zu dem jüngsten Ereignis der Regierungsbildung Stellung und sagte: „Wir haben alle gesehen, in welcher Weise der politische Charakter der FDP durch die Silberlinge der Industrie, die sie genommen hat, beeinflußt und verdorben worden ist. Wer solche Gelder nimmt, ist nicht frei in seinen Entscheidungen. Wer nicht frei ist in seinen Entscheidungen, sollte sich auch nicht liberal nennen.“ Leber sagte: „Dr. Mende hat im Mai erklärt, die FDP habe die Absicht, den sogenannten linken Flügel in der CDU lahmzulegen. Darunter haben wir als Gewerkschaften zu verstehen, daß es der FDP nicht nur um den sogenannten linken marxistischen Flügel in der CDU geht, sondern daß es der FDP in Wahrheit und in Wirklichkeit darauf ankommt, die Interessen der Gewerkschaften und die der vielen Millionen arbeitender Menschen in den nächsten vier Jahren lahmzulegen und zu hemmen.“ Zu der überheblichen Frage des FDP-Abgeordneten Zogelmann in einem Fernsehgespräch



Fotos: Udo Hoffmann

Arno Kerlich, Jugendsekretär beim Hauptvorstand der IG Bau-Steine-Erden

„Wer ist schon Herr Katzer?“ gab Leber unter starkem Beifall folgende Antwort: „Der Abgeordnete Katzer ist Gewerkschafter, und seine demokratische Gesinnung und Grundhaltung braucht nicht besonders bewiesen zu werden. Ich möchte aber Herrn Zogelmann fragen: Wer sind Sie denn, Herr Zogelmann, der Sie es unternehmen, einen auf dem Boden unseres Staates stehenden Gewerkschafter am linken Flügel der CDU in einer solch herablassenden und überheblichen Weise zu apostrophieren? Ich weiß nicht, ob man von Herrn Zogelmann sagen kann, daß seine Gesinnung heute schon als demokratisch, so wie wir es meinen, bezeichnet werden kann. Ich kann mir jedenfalls nicht vorstellen, daß er es als hoher HJ-Führer gelernt haben sollte, und die Arroganz seiner Äußerung ist bestimmt kein Beweis, daß er in der Zwischenzeit Fortschritte in Sachen Demokratie gemacht hat.“ In seinen weiteren Ausführungen setzte sich Leber auch mit dem Problem der Eigentumsbildung auseinander und erklärte unter anderem, unsere Gegner würden uns vorwerfen,

wir wollten das Privateigentum abschaffen. Das sei eine böswillige Unterstellung. Wir wissen, daß das Freiheitsideal und der Eigentumsbegriff wichtige Säulen unseres westlichen Ordnungsbildes sind. Wer sie erhalten wolle, müsse bereit sein, dafür einzutreten, daß sie nicht durch Machtgier, Gewinnsucht und Egoismus zum Nachteil des Volkes und seiner Rechte und Freiheiten mißbraucht werden. Leber kritisierte, daß in den vergangenen zwölf Jahren in der Bundesrepublik nicht viel Bemerkenswertes geschehen sei, um die staatsbürgerliche Aktivität zu entwickeln. Der Staat ist darauf angewiesen, daß der Bürger zu ihm Vertrauen hat. Wenn dieses Vertrauen nicht hergestellt wird, ist es schlecht bestellt um die Existenz des Staates. Es sei eine besondere Verpflichtung des Staates, die Aktivität des Bürgers auszulösen. Mitglieder von Gewerkschaften seien Staatsbürger, die diese Verpflichtung, im staatsfreien Bereich ihre Angelegenheiten selber zu ordnen, erkannt haben. „Mit der Übernahme solcher Aufgaben, die über die bloße Interessenvertretung des Ar-



beitnehmers hinausreicht, wird eine Gewerkschaft zwangsläufig zu einem die Ordnung mitbestimmenden und an ihr mitgestaltenden und für sie mitverantwortlichen Faktor.“ Zum Schluß der Arbeitstagung führte Georg Leber unter starkem Beifall der Versammelten folgendes aus: „Die Jüngeren unter uns sind in besonderem Maße berufen und aufgefordert, an der Gestaltung ihrer Zukunft mitzuwirken. Seid freie Bürger in einem Lande, in dem Freiheit ist, und faßt eure Freiheit auch als eure Verpflichtung auf. Seid bereit, Verantwortung zu tragen und überall dabei, wo sich eine Möglichkeit bietet. Arbeitet in eurer Gewerkschaft mit und in den politischen Parteien. Bewerbt euch um Vertrauen und wirkt in den Parlamenten. Seid Motor und Antriebskraft auf dem Wege zu einer besseren und gerechteren Ordnung. Baut Häuser, aber setzt auch Stein auf Stein am Gebäude unserer aller Zukunft, in dem alles, was Menschenantlitz trägt, friedlich und in Freiheit leben kann – hier und überall in der weiten Welt.“



Der Jugendsekretär der IG Bau-Steine-Erden in Köln



ehrt

Carl Legien



Radierung von Max Liebermann

In Berlin fand anlässlich des 100. Geburtstages von Carl Legien am 1. Dezember um 10 Uhr auf dem Legien-Damm im Bezirk Kreuzberg eine Feierstunde statt. In dieser Feierstunde sprach auch der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes Willi Richter. Seine Ansprache hatte folgenden Wortlaut:

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen!

Carl Legien, einer der markantesten Gewerkschaftsführer in der Geschichte der deutschen und internationalen Gewerkschaftsbewegung, hat jahrelang bis zu seinem Tod in Berlin gewirkt und auch hier seine letzte Ruhestätte gefunden. Diese Gedächtnisstunde zur Wiederkehr seines 100. Geburtstages kann leider nicht an seinem Grabe stattfinden, da es sich im Ostsektor befindet. Deshalb haben wir uns entschlossen, an diesem Damm, der den Namen unseres Carl Legien trägt, dieser großen Persönlichkeit zu gedenken. Die Zerreißung unserer Hauptstadt Berlin durch Ulbricht auf Befehl Chruschtschows wird hier wiederum für alle Welt sichtbar und offenbart das wahre Gesicht des kommunistischen Regimes in all seiner Brutalität.

Liebe Freunde! Wenn auch hier an dieser Stelle der Legien-Damm durch die Schandmauer zerschnitten wurde, so verbindet er trotzdem den Westberliner Bezirk Kreuzberg mit dem Ostberliner Bezirk Mitte. Diese Verbindung, bedingt durch die gewerkschaftliche Tradition, die im Namen Carl Legiens ihren Ausdruck findet, ist für die Arbeitnehmer im Osten wie im Westen unserer zweigeteilten Hauptstadt und in Deutschland ein Symbol für die Gemeinsamkeit aller Deutschen. Weder Betonmauern noch Stacheldraht, weder bewaffnete Volkspolizisten noch Todesstreifen können diese Gemeinsamkeit der deutschen Arbeitnehmer zerstören.

Wir sprechen dem FDGB, diesem kommunistischen Werkzeug zur Ausbeutung der Arbeitnehmer Mitteldeutschlands, das Recht ab, von Carl Legien zu sprechen oder zu schreiben. Wir wissen zweifelsfrei, daß dieser Mann, der die freie Meinungsäußerung vor allem verlangte, der die Selbstbestimmung der Arbeitnehmer und ihre Mitbestimmung in der Wirtschaft schon vor dem ersten Weltkrieg forderte, sich mit Verachtung und Abscheu von jenen abgewandt hätte, die den Ehrennamen „Gewerkschaft“ mißbrauchen und in den Schmutz ziehen.

In Carl Legien, der heute vor 100 Jahren geboren wurde, ehren wir den Schöpfer und Or-

ganisator der modernen deutschen Gewerkschaftsbewegung. Er war es, der in den Jahren nach dem Sozialistengesetz der Arbeitnehmerschaft in Deutschland die Richtung wies, der jene Gewerkschaften schuf, die stark genug waren, die absolute Herrschaft der Fabrikherren zu brechen und eine demokratische Entwicklung in den Betrieben und in der Gesellschaft einzuleiten.

Die Ziele, die Carl Legien den Gewerkschaften setzte, haben ihre Gültigkeit bis in unsere Tage behalten. Als Beweis darf ich hier aus einer Rede Carl Legiens zitieren, aus der hervorgeht, daß seine Vorstellungen von der Mitbestimmung der Arbeitnehmer sich nicht von der Auffassung unterscheiden, die heute vom Deutschen Gewerkschaftsbund vertreten wird. 1889 erklärte Carl Legien im Reichstag: „Der früher absolutistische Arbeitgeber muß es sich gefallen lassen, neben sich einen Vertreter der Arbeiterschaft des Betriebes zu haben, der mitbestimmend zu wirken hat.“

Weil wir heute für die betriebliche und überbetriebliche Mitbestimmung der Arbeitnehmer und ihrer Gewerkschaften eintreten, weil wir auf diesem Wege bereits ein gutes Stück vorgekommen sind, dürfen wir uns mit Recht als die Erben und Vollstrecker jener Ideen bezeichnen, für die Carl Legien gekämpft hat.

Meine lieben Freunde! Die Erfolge, die Carl Legien für die Arbeitnehmer erringen konnte, haben ihre Wurzeln zu einem wesentlichen Teil in seiner starken Persönlichkeit. Es entsprach nicht seinem Wesen, Massen zu begeistern, aber er überzeugte durch Sachlichkeit und Ehrlichkeit. Carl Legien war ein kluger Politiker und ein Feind großer Worte. In der Diskussion war er offen bis zur Grobheit. Diese Offenheit und bedingungslose Ehrlichkeit gaben ihm seine große Autorität. Die Arbeitnehmer spürten, daß sie diesem Mann vertrauen konnten, und sie folgten ihm darum auch in Situationen, in denen Carl Legiens Politik selbst von seinen politischen Freunden scharf angegriffen wurde.

In einer starken Gewerkschaftsbewegung sah Carl Legien die Grundlage für die Erfolge der Arbeitnehmer; sie war für ihn das Mittel, mit dessen Hilfe er seine Ziele verwirklichen konnte. Diese Überzeugung war bei ihm immer zu spüren, so z.B. wenn er erklärte: „Für verkehrt halte ich es, etwa den Arbeitern einreden zu wollen, sie könnten durch bloße Agitation den Achtstundentag erringen. Versammlungen, agitieren, protestieren nützt nichts! Die Organisation ist alles!“

Doch Carl Legien redete nicht nur über die Stärkung der Organisation, sondern wirkte auch für dieses Ziel zäh und entschlossen. Die Schaffung der „Generalkommission der Gewerkschaften“ im Jahre 1890 und des „Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes“ im

Jahre 1919 sind in erster Linie sein Werk. Als er den Vorsitz in der Generalkommission übernahm, zählte die Gewerkschaftsbewegung rund 265.000 Mitglieder, bei seinem Tod im Jahre 1920 waren es 8 Millionen.

Bemerkenswert war auch seine Aufgeschlossenheit gegenüber der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung. Bereits vor dem ersten Weltkrieg beschäftigte sich Carl Legien eingehend mit den Problemen der berufstätigen Frauen und der Angestellten.

Liebe Kolleginnen und Kollegen! Wir ehren in Carl Legien den Realisten und Kämpfer. Er war Realist, weil er die Kraft der gewerkschaftlichen Organisation ebenso wie die Stärke seiner Gegner richtig einschätzte, weil er es ablehnte, sich Ziele zu setzen oder für Ziele einspannen zu lassen, die über die Kraft der gewerkschaftlichen Organisation gingen oder keine gewerkschaftlichen Aufgaben waren.

Viel Kritik ist an Carl Legien wegen seiner sogenannten Arbeitsgemeinschaftspolitik geübt worden. Aber es spricht für die souveräne Sicherheit, für das Selbstbewußtsein dieses Gewerkschafters und auch für die Stärke der Gewerkschaften, wenn Carl Legien seinen Kritikern entgegnete: „Die Arbeitsgemeinschaften sind nichts weiter als die Fortsetzung der Tarifpolitik, und das wird jeder zugestehen müssen: die Tarifpolitik hat uns mächtig und stark gemacht“.

Die Auffassung, daß eine starke Gewerkschaftsbewegung mit klaren Zielen Verhandlungen mit den Arbeitgebern nicht zu scheuen braucht, gilt auch für uns; denn grundsätzliche Ablehnung von Verhandlungen ist immer ein Zeichen von Schwäche oder von mangelndem Selbstbewußtsein.

Carl Legien war aber auch ein unerschrockener Kämpfer für einen freiheitlichen, demokratischen und sozialen Rechtsstaat. Für ihn war die Demokratie das Lebenselement einer unabhängigen Gewerkschaftsbewegung und die Voraussetzung für eine wirksame Vertretung der Arbeitnehmerinteressen. Er scheute nicht davor zurück, das eigene Leben einzusetzen, wenn es um den Bestand der Arbeiterbewegung und um die Erhaltung der Demokratie ging.

Dies war die Grundlage seiner Haltung 1920, als Carl Legien ungeachtet der Todesdrohungen durch die putschenden Reaktionäre seinen Aufruf zum Generalstreik gegen Kapp verkündete. Durch diesen mutigen Schritt hat er mit seinen Freunden die Demokratie gerettet. Carl Legien hat uns damit ein Beispiel gegeben, wie die Arbeitnehmerschaft Angriffen auf die Demokratie begegnen muß, ganz gleich, ob diese Angriffe von links oder von rechts kommen.

Dieses Beispiel haben wir vor Augen, wenn wir unsere Entschlossenheit bekunden, die Demokratie notfalls durch einen Streik aller

Schaffenden Deutschlands zu erhalten. Das ist keine gewerkschaftliche Anmaßung, sondern eine Notwendigkeit, zu der alle Arbeitnehmer berechtigt und verpflichtet sind. Nicht nur hier in Berlin, dessen Einwohner ständig unter der Drohung der kommunistischen Diktatur leben, wird man diese Haltung teilen und fördern, sondern auch in der gesamten freien Welt.

Verehrte Anwesende! In dieser Gedenkstunde wollen wir auch nicht vergessen, daß es Carl Legien war, der die Grundlagen für die erste Gewerkschaftsinternationale schuf, die 1901 gegründet wurde. 1903 wurde er in Kopenhagen zum ersten „Internationalen Sekretär“ gewählt. Als 1913 auf der Konferenz in Zürich das „Internationale Sekretariat“ in „Internationaler Gewerkschaftsbund“ umbenannt wurde, wählten die Delegierten Carl Legien einstimmig zu ihrem Präsidenten. Der Sitz dieser ersten Gewerkschaftsinternationale war Berlin.

Carl Legien hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er starke nationale Gewerkschaftsorganisationen als die Voraussetzung für eine wirkungsvolle internationale Arbeit betrachte. Auch in dieser Frage stimmen wir mit ihm überein, und es ist kein Zufall, daß sich der Internationale Bund Freier Gewerkschaften bemüht, auch in den Entwicklungsländern vor allem den Aufbau schlagkräftiger Gewerkschaftsorganisationen zu fördern.

Liebe Freunde! Die deutsche Gewerkschaftsbewegung kann auf eine stolze Vergangenheit zurückblicken. Sie hat in ihrer wechselvollen Geschichte Rückschläge erlitten, aber sie hat niemals von ihrer Zielsetzung gelassen, eine Welt zu bauen, in der Frieden und Freiheit, Gerechtigkeit und sozialer Fortschritt herrschen. Die deutsche Gewerkschaftsbewegung hatte das Glück, in einem entscheidenden Abschnitt ihres Kampfes in Carl Legien einen Mann an ihrer Spitze zu haben, der durch seine Sachkenntnis, seinen Mut und durch seinen Realismus die Entwicklung der Arbeiterbewegung entscheidend förderte.

Die Büste Carl Legiens, die heute an dieser Stelle ihren Platz findet, ist der Ausdruck der Anerkennung und des Dankes, den die deutschen Arbeitnehmer und ihre Gewerkschaften diesem Manne abstatten.

Die deutschen Arbeitnehmer in Ost und West handeln im Geist Carl Legiens, wenn sie niemals auf das Selbstbestimmungsrecht verzichten und immer wieder und mit Nachdruck die Wiedervereinigung Deutschlands in Frieden und Freiheit fordern. Nur dann werden wir unser Ziel, einen freiheitlichen, sozialen und demokratischen Rechtsstaat für das gesamte deutsche Volk erreichen.

„Nach Ostland wollen wir reiten ...“

Dieser Satz steht in großen Lettern unter einer Wandtafel, auf der Schulkinder allerlei Daten zur deutschen Ostpolitik zusammengestellt haben. Ein Verlag, der Lesebogen zur Ostkunde vertreibt, hat die Tafel als Anregung für die Unterrichtsgestaltung abgebildet. Wie mag die Ostkunde aussehen, die unter jenem verhängnisvollen Leitsatz steht, den die Geschichtslehrbücher des Dritten Reiches nicht groß und markig genug bringen konnten? Vor einiger Zeit hat ein Lehrer in der Zeitschrift seines Berufsverbandes angeregt, man möge die Lesebogen zur Ostkunde doch einmal kritisch prüfen, und zum Beweise dessen, daß so etwas nötig ist, ein paar der übelsten Geschichtslügen herausgefischt. Ein Teil seiner Kollegen hat darauf sehr erobert reagiert. Giftmischerei, diabolisches Verfahren, Unverfrorenheit wurden ihm vorgeworfen. Die Unverfrorenheit bestand darin, daß jener Lehrer es gewagt hatte, daran zu erinnern, daß Deutsche im Osten nicht nur Böses erlitten, sondern auch Böses getan haben. Daß sie es taten – in der jüngsten und in der ferneren Vergangenheit –, ist leider unbestreitbar. Darf die historische Wahrheit in der Bundesrepublik, die sich doch zur freien Welt rechnet, schon nicht mehr ausgesprochen werden? Vielleicht nehmen die Pädagogen, die sich so laut über die Erinnerung an die dunklen Kapitel der deutschen Ostpolitik entrüsteten, einmal

die jüngste Veröffentlichung des Instituts für Zeitgeschichte zur Hand. In ihr stellt Martin Broszat die nationalsozialistische Polenpolitik von 1939 bis 1945 dar. Man liest da beispielsweise, daß im Zuge einer von Hitler selbst inspirierten allgemeinen Befriedungsaktion im Sommer 1940 dreieinhalbtausend Männer und einige hundert Frauen, die meist zur polnischen Intelligenz gehörten, nach einem summarischen Standgerichtsverfahren hingerichtet wurden. Und das ist nur eine der vielen, allzuvielen bösen Taten, die Broszat in seiner Untersuchung dokumentarisch belegt. Nun wird man einwenden, solche Exzesse seien doch nur Auswüchse der nationalsozialistischen Rassistheorie gewesen, die zwischen Herren- und Untermenschen unterschied. Aber diese Theorie ist keineswegs ein originales Geistesprodukt der Nationalsozialisten. Eine ihrer Wurzeln legt Hermann Schreiber, ein aus dem Osten stammender Historiker, in seinem unlängst im Econ-Verlag erschienenen Buche „Land im Osten“ frei. Da heißt es über Hitlers Polenpolitik: „Gewiß, es hat vor Hitler keine Gaskammern und keine Vernichtungslager gegeben; aber seine Polenpolitik bewegte sich doch auf Linien, die man weit in die Vergangenheit zurückverfolgen kann, und sie ging von Vorstellungen aus, die wir bei Autoren und Politikern belegt finden, die lebten und wirkten, ehe Hitler geboren wurde. Es begann

mit der blutrünstigen Freude an der Heidenvernichtung; noch im 19. Jahrhundert war der Historiker Heinrich von Treitschke überzeugt, es im Osten mit ‚tierhaften Untermenschen‘ zu tun zu haben, und am Ende dieser Entwicklung stand der Nationalsozialismus als grauenhafter Höhepunkt.“ Wird nicht die verhängnisvolle Lehre von den Herren- und den Untermenschen, die allzulange das Verhältnis zwischen den Deutschen und ihren slawischen Nachbarn vergiftet hat, immer wieder aufgefrischt und konserviert, wenn auch heute noch in unseren Schulen die alten zweckbestimmten Geschichtslügen von den wilden Pruzzen (Preußen), die von den tapferen Ordensrittern mit dem Schwerte gezähmt werden mußten, von den kulturlosen, zur Städte- und Staatsgründung unfähigen Slawen, die ohne deutsche Hilfe Barbaren geblieben wären, gelehrt werden? Wie eine Ostkunde aussehen müßte, die auf die Abtragung einer unseligen Hypothek der deutschen Geschichte gerichtet wäre, das zeigt Schreiber in seinem Buch. Zug um Zug zerstört er alle die patriotischen Legenden über die deutsche Ostkolonisation, hellt er das Dunkel auf, das allzulange über der Vergangenheit des Landes im Osten gelegen hat. Wir erfahren von mächtigen Reichen, die in unseren Schulgeschichtsbüchern nie erwähnt wurden, wir hören von Handelsstraßen, die den Ostseeraum mit den

Hochkulturen des Mittelmeergebietes verbanden, wir lesen vom segensreichen Zusammenwirken deutscher Siedler und slawischer Bauern. Aber es werden uns auch nicht die blutigen Ausrottungskriege deutscher Ritterorden erspart, und wer sich an Hand der von Schreiber zitierten Quellen über diese frühen Kolonialunternehmungen informiert, der muß wünschen, daß der Ostlandreitermythos endlich aus unseren Geschichtsbüchern verschwindet.

Man sagt uns Deutschen nach, daß wir zwischen Brutalität und Selbstbemitleidung hin- und herpendeln. Die letzten Jahrzehnte unserer Geschichte haben viel Material geliefert, diese Auffassung zu stützen. Wir würden uns jede Möglichkeit einer neuen friedlichen aber aktiven Ostpolitik verbauen, wenn wir uns darin verfangen, nur über das den Deutschen im Osten angetane Unrecht zu jammern und nicht dazu kommen, die unseligen Verknäuelungen von Schuld und Schicksal aufzulösen und Haß und falsche Vorurteile abzubauen. Dazu kann nur die Wahrheit helfen. Darum sei dankbar festgehalten, daß sich deutsche Historiker, daß sich Männer wie Martin Broszat und Hermann Schreiber um sie bemühen.

Cato

Verraten und verkauft?

Es gab im großen Saal des Bremer Gewerkschaftshauses keinen freien Platz mehr. Auch ein zusätzlich geöffneter Nebenraum und viele herbeigeschaffte Stühle reichten nicht aus. Drei Worte und ein Fragezeichen hatten Hunderte veranlaßt, zu kommen. In ihrer Veranstaltungsreihe „Unser Standpunkt“ packt die Bremer Gewerkschaftsjugend der Hansestadt mutig heiße Eisen an. „Verraten und verkauft?“, darum ging es diesmal. Auf den Einladungen stand die Frage deutlicher formuliert in einem Klammersatz: „Sollen die DDR und die Oder-Neiße-Linie anerkannt werden?“

Viel Jugend war da, aber auch Ältere, Flüchtlinge, Heimatvertriebene. Und ein paar Fanatiker. Sie hatten das Fragezeichen hinter den drei Worten übersehen. Daß nach zwei Stunden dichte Schwaden den klaren Blick verhielten, lag nur am Rauchen. Es war eine gute, eine harte Diskussion. „Sie wäre vor dem 13. August undenkbar gewesen“, faßte Hans Gresmann, politischer Redakteur einer Hamburger Wochenzeitung, als Diskussionsleiter zum Schluß den Eindruck zusammen.

Drei Politiker und der Diskussionsleiter diskutierten zunächst vom Podium aus. Wird es zu einem parteipolitischen Ringkampf zwischen SPD, CDU und FDP kommen? Dies hatten sich Hunderte gefragt. Nun, es kam nicht dazu. Die Politiker oben und – von einigen Ausnahmen abgesehen – auch die Diskussions-sprecher aus dem Saal wußten, wie man über die deutsche Schicksalsfrage zu sprechen hat: fair, gewissenhaft, aufrichtig, ernst.

Keine Wortkaskaden, dafür aber Ehrlichkeit, darum bat der Diskussionsleiter nachdrücklich. Er behielt das Heft stets in der Hand. Wenn mit einem Sprecher mal das Temperament durchging, bekam er es von Gresmann zu hören: Stimmaufwand ist kein Zeichen von Überzeugung. Auch die Politiker auf dem Podium nagelte Gresmann freundlich-unerbittlich fest: „Sie versichern uns, daß Sie nicht im Auftrag Ihrer Parteien sprechen. Erfreulich für uns also, daß wir desto mehr Gelegenheit haben, Ihre Meinung ungeschminkt zu erfahren.“

Von Versäumnissen der Politik der Vergangenheit war zunächst die Rede. Es gab Unterschiede in der Auffassung, Einigkeit aber darüber: Der „Katzenjammer“ ist seit dem 13. August deshalb so groß, weil die Öffentlichkeit jahrelang in der Illusion bestärkt worden ist, die Wiedervereinigung werde uns wie eine reife Frucht in den Schoß fallen.

„Verraten und verkauft“, stand nach dem 13. August in Riesenbuchstaben auf der Titelseite einer großen Boulevardzeitung zu lesen. Der Vorwurf war an die Adresse unserer westlichen Verbündeten gerichtet. In Bremen wurde diese Feststellung nun als Frage aufgegriffen: Haben die Alliierten die Bundesrepublik in der Berlin-Frage verraten und verkauft? Nein, sagten dazu die Sprecher der drei Parteien, und auch aus dem Saal kamen keine Proteste. Die Bundesrepublik hat keinen Grund, ihren Verbündeten zu mißtrauen, wurde festgestellt. Anerkennung der „DDR“ als selbständigen Staat? Auch dazu kam ein deutliches Nein von

oben und unten. Anerkennung der Oder-Neiße-Linie im Sinne Ulbrichts? Auch dazu wurde nein gesagt. Es wurde aber davor gewarnt, dieses Thema, das gegenwärtig aus der politischen Debatte etwas verschwunden ist, von seiten der Bundesrepublik hochzuspielen. Kontakte mit dem östlichen Nachbar Polen, Aufnahme der diplomatischen Beziehungen mit Polen, dafür sprachen sich die Politiker von SPD und FDP nachdrücklich aus. Das Stichwort „Hallstein-Doktrin“ fiel. Sie sei in ihrer Starrheit verkehrt und hinderlich, hieß es. Auch der CDU-Mann räumte ein: Es sei möglich, daß man zu gegebener Zeit darüber sprechen müsse, man dürfe in der Politik niemals – niemals sagen.

An der deutschen Schuld Polen gegenüber entzündeten sich einige Meinungen aus dem Saal mit fanatischem Unterton: Die Polen hätten Deutschland gegenüber ebensoviel Schuld auf sich geladen, man solle nicht mit ihnen, den „Knechten“, sondern nur mit den „Herren“ – den Sowjets – sprechen. Der SPD-Sprecher gab eine klare Antwort: Den Verlierern des Krieges stehe wohl die Sprache der Festigkeit zu, nicht aber die Sprache der Anmaßung. Polen sei nicht nur ein geographisches, sondern ein menschliches Problem. Mit Aufrechnung der Schuld und starrer „Anti“-Haltung komme man nicht einen Schritt weiter.

Zum Schluß kam ein ganz junger Mann aufs Rednerpodium. Er sprach still und einfach: „Der Westen hat bisher auf die Nadelstiche

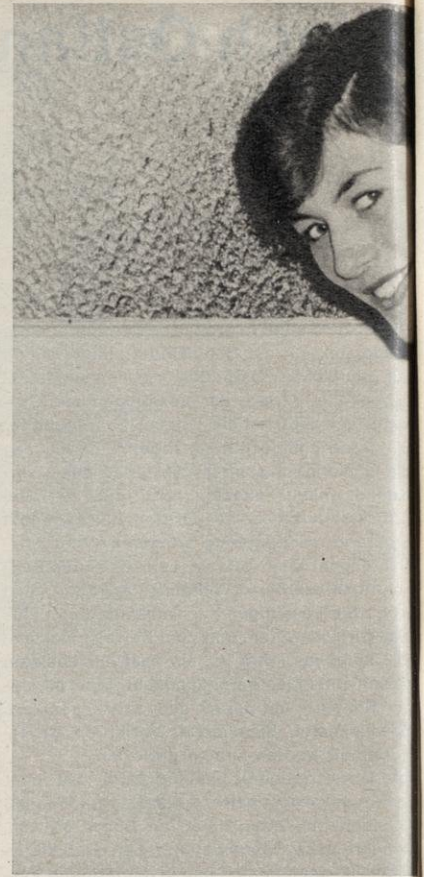
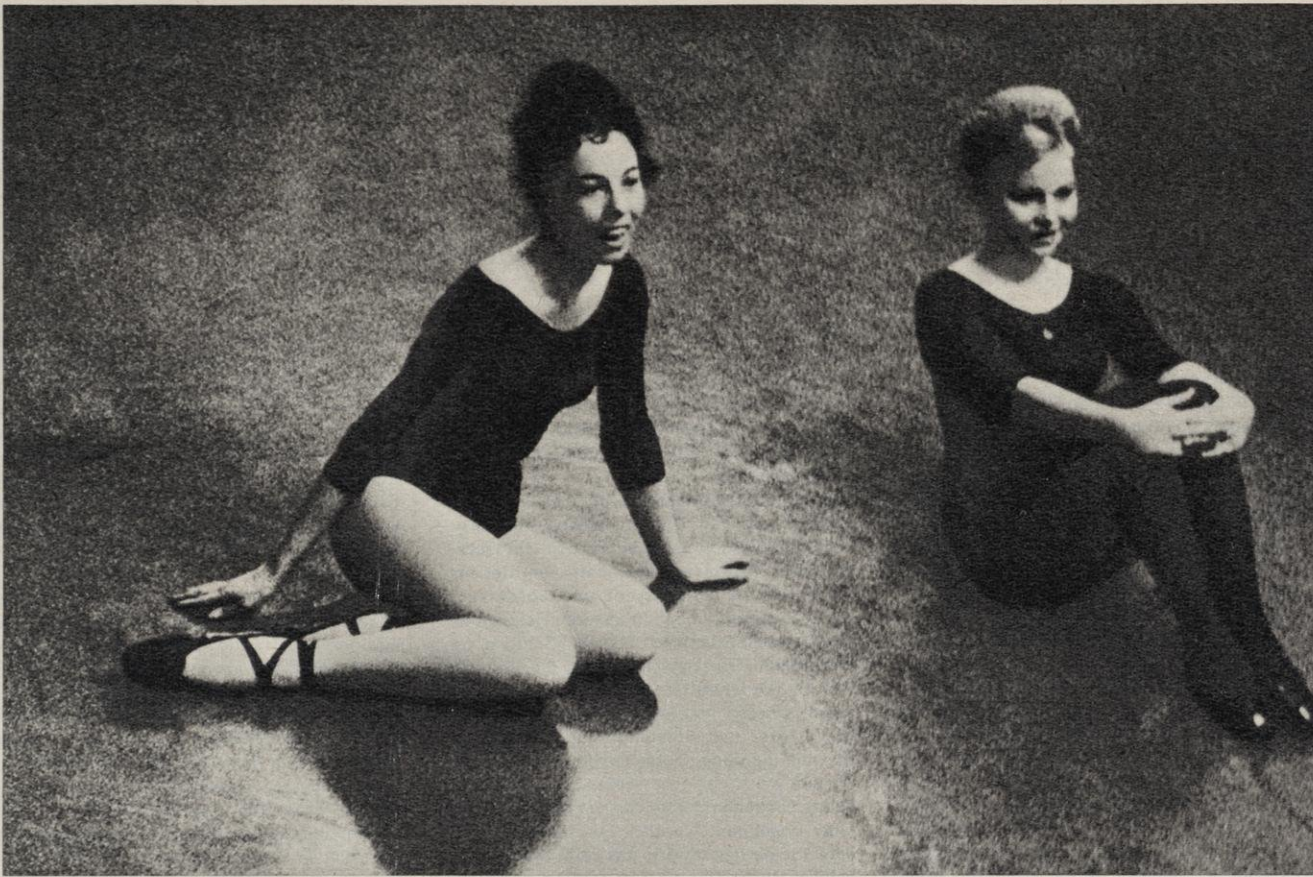
des Ostens nur immer ‚au!‘ gesagt. Reicht das aus? Muß unsere Politik nicht beweglicher werden. Müssen wir nicht beispielsweise die neutralen Völker viel intensiver über die tatsächliche Lage aufklären?“

Ihm wurde zugestimmt, von allen Seiten. „Mit dem 13. August sind unsere Illusionen zu Grabe getragen worden. Das bitterste Lehrgeld für eine Politik der Illusion zahlen die Menschen jenseits der Mauer.“

Die Bundesrepublik – so wurde gesagt – ist nicht „verraten und verkauft“, aber verpflichtet, zusammen mit ihren westlichen Verbündeten die Lage der Menschen in der Zone zu verbessern. Voraussetzung dazu sei, daß die Bundesrepublik eigene Ideen entwickelt und sich nicht durch parteipolitischen Auffassungstreit selbst schwäche.

Als man in Bremen nach drei Stunden auseinanderging, war spürbar, wie dicht Junge und Alte, Arbeiter und Intellektuelle, Einheimische und Flüchtlinge durch die gemeinsame Sorge zusammengeführt worden sind. Das war das positivste und hoffnungsvollste Ergebnis.

Lilo Weinsheimer



Abends nach sechs

Sie standen draußen vor der Tür. Drei junge Männer und ein junges Mädchen.

„Kommt ihr mit rein?“ sagte ein Junge. „Och, ich weiß nicht... Ist denn da etwas los?“ fragte das Mädchen skeptisch.

„Und ob... Du wirst staunen!“ antwortete der Junge. Die anderen nickten zustimmend. Sie gingen in das Haus. Die Bleistiftabsätze machten tick-tack. Dann fiel hinter ihnen die Tür ins Schloß.

In der Stadt der 1000 Feuer – so wird Gelsenkirchen oft genannt – hat das Haus der Jugend Jubiläum. 10 Jahre gehen Jugendliche täglich ein und aus. Abends nach sechs kommen sie. Junge Männer und junge Damen, Twens und Teenagers. Sie kommen, weil sie Langeweile haben und Gesellschaft suchen, weil sie sich

in Kursen fortbilden oder ihr Steckenpferd reiten wollen.

Mancher von ihnen spielt gerne Gitarre, ein anderer liest das Buch, das ihm gefällt, ein dritter singt Lieder mit Jungen und Mädchen, die seine Freunde sind. Es gibt auch welche, die basteln oder Filme entwickeln. Die Gesprächigen aber sitzen beieinander und diskutieren. Schauspielinteressierte proben das neue Laienspiel.

Eigentlich ist überall „was los“ – im großen Saal läuft gerade Bernhard Wickis Film „Warum sind sie gegen uns?“.

Eine Etage tiefer üben sich die Mädchen in der schwierigen Kunst des Ballets. Nebenan spielt ein Plattenspieler südamerikanische Tanzmusik. Tanzpaare drehen sich. In der Pingpong-Abteilung schlagen die kleinen weißen

Ist Bert hier?

Bälle hart auf die Tische. 21 : 19, 21 : 20. Wer gewinnt das Spiel?

Ein Stock höher hören Jugendliche aufmerksam einem gesellschaftspolitischen Referat zu. Es sprechen täglich in den Abendstunden Gewerkschafter, Politiker, Journalisten, Fach- und Hochschuldozenten zu den Jugendlichen.

In Nordrhein-Westfalen gibt es 76 Jugendheime der „Offenen Tür“. Viele von ihnen werden von der Gewerkschaftsjugend betreut.

Abends nach sechs stehen die Türen der Jugendheime weit auf. Jungen und Mädchen aus den Fabriken und Zechen, Büros und Geschäften kommen in diese Häuser. Sie alle wollen ihren Arbeitstag in frohen oder ernsten Stunden sinnvoll beenden.

Werner Polasik



Singe - wem Gesang gegeben ...

Skeptiker



Bilder:
Fotogruppe des DGB Gelsenkirchen



Vortrag - Probleme - Probleme



Gesangstunde

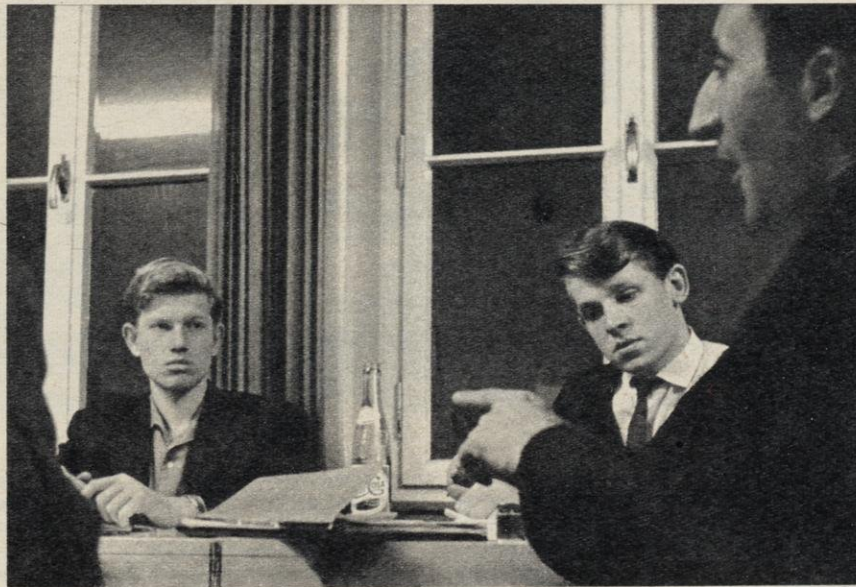
Bitte, nicht auf die FüÙe treten



Hände hoch!



Und was meinst du dazu ... ?



Laienspiel-Probe



21 : 19, 21 : 20, wer gewinnt das Spiel?



Eine Stimme, alt und atemlos

Von Philipp Wiebe

Ella Naujokat kauerte sich seufzend vor ihrem Dauerbrenner nieder und rüttelte am Rost; sie öffnete die Ofenklappe, sah die matte Glut und griff, während sie sich wiederaufrichtete, zur Kohlschütte, stand unschlüssig, lächelte dann und kippte die Kohlen auf die Glut. „Ich kann es mir ja diesmal leisten. An diesem Heiligen Abend will ich es mal warm haben, rundherum warm!“ sagte sie und prüfte nochmal den Zustand ihres Zimmers: Das Bett in der Ecke war sehr sorgfältig gemacht, unter der Spreite wußte sie Decke und Kissen frisch überzogen; der abgetretene Teppich machte einen vorzüglichen Eindruck, nachdem sie ihn gründlich mit Waschlauge gereinigt hatte; auf dem ovalen Mahagonitisch stand der zierliche Weihnachtsbaum, geschmückt mit Lametta, zwei Kugeln und fünf roten Kerzen. „Tadello, alles tadello...“, sagte Ella Naujokat, setzte sich in den grünen, hochbeinigen Plüschsessel, blickte auf ihre Armbanduhr, murmelte: „Noch zwanzig Minuten...“ und legte für einen Augenblick die Hand auf die Brust, als wolle sie ihr aufgeregtes klopfendes Herz beruhigen. Dann drehte sie an dem Knopf ihres alten Radios, wartete, bis sich die Röhren erwärmt hatten, griff mit tastender Hand von hinten in das Gerät hinein und rüttelte sanft an der Lautsprecherröhre. Mit Unterbrechungen zuerst, doch dann ganz gut verständlich sang ein Kinderchor: „... aus einer Wurzel zart...“ Ella Naujokat sumnte die Melodie mit, erhob sich aus dem Sessel, zündete die Kerzen an und löschte das elektrische Licht.

Sie lebte allein, die Frau Ella Naujokat, sie war 74 Jahre alt, und sie sprach gern ihre Gedanken laut aus. Oft hatte sie gedacht, es sei ein Fehler gewesen, aus der lebendigen Großstadt in diese langweilige Kleinstadt gezogen zu sein; doch nun hatte sie sich an die neue Umgebung gewöhnt, vor allem sagte sie sich: „Diese kleine Dachwohnung ist jedenfalls billig!“ Und das war schon ein triftiger Grund. Vor einundfünfzig Jahren hatte sie in einer modernen Villa gewohnt, nachdem sie den erfolgreichen Modemaler Max Naujokat geheiratet hatte. Achtzehn Jahre lebten sie zusammen, dann starb Max. Er war in der letzten Zeit kein Modemaler mehr gewesen, und er hinterließ seiner Frau deshalb eine verschuldete Villa. Ella verkaufte sie und mietete eine Etagenwohnung. Bald war jedoch ihr letztes Geld verbraucht, und in ihrer Not schickte sie etliche Erzählungen, die sie im Laufe der Jahre zu ihrer Unterhaltung geschrieben hatte, an mehrere Zeitungen. Sie war sehr überrascht, als alle diese Erzählungen gedruckt wurden; ja, die Redakteure ermutigten sie sogar, weitere Arbeiten zu schicken; einer bat sie, eine Weihnachtsgeschichte zu schreiben; sie tat es, und die Geschichte wurde ein Erfolg. Im Jahr darauf baten sie fünf Zeitungen um Weihnachtsgeschichten. Schnell wurde sie jetzt bekannt, die Zeitungshonorare ermöglichten ihr ein fast sorgloses Leben. Es machte ihr Spaß, nur Schriftstellerin zu sein, sie war reich an Ideen, und bald erschien ihr erstes Buch unter dem Titel: „Ella Naujokats schönste Erzählungen“. In ihrem zweiten Buch legte sie ihre gesammelten „Weihnachtsgeschichten“ vor. Beide Bücher wurden von der Kritik gelobt, ein Herr Fechter schrieb sogar: „Hier reift ein Talent heran, das wahrscheinlich dereinst Seite an Seite mit Selma Lagerlöf stehen wird!“

Als Ella Naujokat ihren ersten Roman einem Verlag zuschickte, erhielt sie kurz darauf einen begeisterten Brief des Verlegers und einen Monat später einen ablehnenden Brief desselben Verlegers: Er bedauerte es tief, aber die Zeiten hätten sich geändert; es gäbe jedoch eine Möglichkeit, den Roman herauszubringen, nämlich dann, wenn sie die Hauptfigur verändern würde; schließlich müsse das junge Mädchen ja nicht unbedingt Jüdin sein und Noemi heißen.

Ella Naujokat machte von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch. Sie hatte sich nie viel um Politik gekümmert, doch dieses Erlebnis

machte sie aufmerksam. Sie mochte nicht in einer Zeit schreiben, in der man Romanfiguren ändern sollte, nur weil die Regierung es so forderte. Um leben zu können, hätte sie vielleicht weiterschreiben müssen, doch wurde sie diesem Zwang enthoben: sie heiratete zum zweiten Male, heiratete einen Redakteur, dessen Sohn aus erster Ehe dreizehn Jahre alt war. Einige Monate vor dem Krieg wurde ihr Mann von der Zeitung entlassen; er sagte ihr nicht den Grund für seine Kündigung, er hob nur mutlos die Hände, da wußte sie Bescheid. Schon dachte sie daran, abermals ihre Erzählungen den Zeitungen anzubieten, doch da brach der Krieg aus. Ihr Mann wurde eingezogen, wenig später ihr Sohn; beide kamen nicht aus Rußland zurück.

Drei Jahre nach dem Krieg entschloß sich Ella Naujokat, die Zeitungsredaktionen daran zu erinnern, daß sie noch lebte. Sie legte ihren Briefen Erzählungen und Rückporto bei. Doch die Redakteure antworteten: Natürlich erinnere man sich ihrer, man sei erfreut, von ihr zu hören, aber leider seien ihre Erzählungen nicht

„Kommen Sie, wann es Ihnen paßt. Ich bin immer zu Hause“, antwortete Ella Naujokat.

Sie war sehr aufgeregt, als man das Mikrofon auf ihren ovalen Mahagonitisch stellte, aber der Aufnahmeleiter, ein junger, fröhlicher Mensch, verstand es, sie zu beruhigen. „Sie müssen das Mikrofon vergessen“, sagte er und fügte unter herzlichem Gelächter hinzu: „Es beißt Sie bestimmt nicht!“ Ella Naujokat schlug das alte abgegriffene Exemplar ihrer „Weihnachtsgeschichten“ auf und begann zu lesen; sie las mit sorgfältiger Betonung, so wie sie es tagelang vorher geprobt hatte.

„Na, großartig!“ rief der Aufnahmeleiter hinterher und rieb sich die Hände. Und später, als er wieder im Aufnahmewagen saß, sagte er zu seinem Techniker: „Mensch, so 'ne atemlose, etwas heisere Greisinnenstimme wird am Heiligen Abend gut ankommen!“

* * *

Die Kinder im Radio sangen jetzt: „... oh, kommet doch all...“ Es war 18.30 Uhr. Ella Naujo-

schichten von ihr in Zeitungen abgedruckt würden, vielleicht war man durch diese Sendung wieder auf sie aufmerksam geworden? Vielleicht konnte sie dann wieder in die lebendige Großstadt ziehen... „Luftschlößer!“ sagte sie und schlug ärgerlich auf den Tisch. Gerade hatte sie die Kerzen ausgepustet, da schellte es. Sie ging zur Tür und drückte auf den Öffner. Menschen kamen die Treppen herauf, sie hörte unterdrückte Stimmen, die vor ihrer Tür verstummten. Sie öffnete und sah vier Kinder, deren Gesichter zu ihr emporlächelten. Sie kannte die Kinder, sie gehörten dem benachbarten Milchhändler. Eva, die Älteste, sagte: „Frohes Fest, Frau Naujokat. Wir haben Sie eben im Radio gehört. Wir wußten ja gar nicht, daß Sie eine Dichterin sind.“

„Und wie gut Sie vorlesen können“, sagte Günter.

„Ja“, rief Fred, „Sie haben eine schöne Stimme zum Vorlesen!“

„Die Ansagerin hat gesagt, Sie seien einsam“, sagte Eva. „Und unser Vati meint, das sei eine Schande.“



mehr zeitgemäß; an neuen Arbeiten sei man hingegen sehr interessiert. Ella Naujokat erschrak, denn was sie angeboten hatte, waren nur neue Arbeiten gewesen. Sie las nun die Erzählungen und Romane jener Schriftsteller, deren Namen immer wieder rühmend erwähnt wurden. Sie versuchte, ähnlich zu schreiben, knapp, hart, realistisch, doch schließlich mußte sie sich eingestehen, daß sie unfähig war, zeitgemäß zu schreiben. Sie gab ihre Großstadtwohnung auf und zog in die billige Dachwohnung. Hier konnte sie von ihrer Kriegerwitwenrente leben. Um die Einsamkeit zu vertreiben, schrieb sie weiterhin Erzählungen; immer noch strömten ihr neue Ideen zu, in der Schublade einer alten Kommode häuften sich die Manuskripte. „Das wird mal ein Nachlaß...“ sagte sie manchmal und lächelte in gelassener Selbstironie.

* * *

Dann, in diesem Jahr, hatte sie einen schmalen, eleganten Brief bekommen, der vom Sendeleiter einer Rundfunkanstalt stammte; der Sendeleiter schrieb: „Sehr verehrte gnädige Frau! Einer unserer älteren Kollegen brachte Sie uns wieder in Erinnerung, als wir auf einer Programmkonferenz darüber berieten, was wir in diesem Jahr zu Weihnachten senden sollten. Wir tragen nun die Bitte an Sie, gnädige Frau, heran, eine Ihrer einst so beliebten Weihnachtserzählungen persönlich auf Band zu sprechen. Falls Sie damit einverstanden sind, lassen Sie uns bitte bald wissen, wann wir Sie mit unserem Aufnahmewagen besuchen dürfen.“

kat wurde unruhig. „Vielleicht haben sie die Sendung gestrichen“, sagte sie. Doch als sie nach dem Brief suchen wollte, in dem ihr der Sendetermin bekanntgegeben worden war, verstummte der Chor, und eine Frauenstimme, der man anhörte, daß die Frau liebevoll lächelte, sagte an, wer da so schön gesungen hatte; dann machte sie eine kleine Pause und fuhr, immer noch lächelnd, fort: „Und nun liest Ella Naujokat eine ihrer Weihnachtsgeschichten: ‚Der Gesang von Bethlehem‘. Ella Naujokat war Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre in Deutschland eine bekannte Erzählerin. Heute lebt die Vierundsiebzigjährige zurückgezogen und einsam in einer Kleinstadt. Wir freuen uns, unsere Hörer mit ihrer wunderbaren Erzählung und ihrer Stimme bekannt machen zu können!“

Ella Naujokat stützte den Kopf in die Hand; zum ersten Mal in ihrem Leben hörte sie ihre wahre Stimme. Sie war bestürzt, denn so alt, so atemlos, so heiser, so abgenutzt war ihr die Stimmenievorgekommen. „Gräßlich“, flüsterte sie, „ganz gräßlich, so eine Stimme!“

Mitten in der Sendung schaltete sie das Radio aus. „Genug“, sagte sie resolut, „eine so alte Frau sollte sich nicht im Radio produzieren!“ In den vergangenen Jahren hatte sie um diese Zeit alle Weihnachtslieder gesungen, die sie kannte. Jetzt jedoch wagte sie es nicht. „Mit solcher Stimme auch noch singen“, brummte sie. Sie goß sich einen Kognak ein und aß Marzipan dazu, Genüsse, die sie sich in diesem Jahr leisten konnte: der Rundfunk hatte 600 Mark überwiesen.

Sie hing ihren Gedanken nach, malte sich aus, wie schön es sein würde, wenn wieder Ge-

„Ja, eine Schande!“ rief Gritta, das jüngste Kind.

„Deshalb bitten Vati und Mutti Sie sehr herzlich, doch zu uns zu kommen und mit uns zu feiern“, sagte Eva.

„Besonders schön wäre, wenn Sie uns noch eine Ihrer Geschichten vorlesen könnten“, sagte Günter.

Fassungslos nickte Ella Naujokat zu allem, was die Kinder sagten. Sie preßte ihre Hände gegeneinander, um ihre Rührung meistern zu können; dann zog sie sich hastig den Mantel an, nahm das Buch, das vor vielen Jahren erschienen war, und kurz darauf saß sie vor einer bis an die Zimmerdecke reichenden Tanne, in der viele Kerzenflammen flackerten. Die Frau des Milchhändlers überreichte ihr einen bunten Teller, der Milchhändler stellte ein Glas Moselwein vor sie hin, und die Kinder blickten sie erwartungsvoll lächelnd an.

Sie las eine Geschichte vor.

„Noch eine, bitte!“ riefen die Kinder. Und nach der zweiten mußte sie eine dritte lesen.

Ella Naujokat war eine bescheidene Frau, sie hatte sich mit ihrer Einsamkeit abgefunden und war zufrieden gewesen. Doch jetzt fühlte sie sich nach vielen Jahren wieder glücklich. Wenn sie die Augen hob, sah sie versunkene Kindergesichter, und sie vergaß vollkommen, daß sie vor kurzer Zeit noch behauptet hatte: „Gräßlich, ganz gräßlich, so eine Stimme!“

Illustration: Bernhard Müller

Zwei Dutzend Kerzen

Von Willi Wegner

Sie hatten sich auf dem Fest der fallenden Blätter kennengelernt, im Garten der inneren Sammlung. Es war ein sehr schöner Herbstabend gewesen, etwas kühl schon, aber sehr schön. Mirko hatte vor den illuminierten Wasserspielen gestanden, und es hatte eine ganze Weile gedauert, bis er Ilonka endlich bemerkte. Sie stand eine Handbreit neben ihm, sehr jung, sehr hübsch, ebenfalls bis zum äußersten illuminiert.

„Welch ein herrlicher Springbrunnen!“ sagte Mirko und betrachtete offenen Mundes die bunt leuchtenden Wasser, die in vierzig Meter Höhe zu schillerndem Staub wurden.

„Sie irren“, erwiderte Ilonka. „Das, was Sie da oben sehen, ist die Fontäne. Der Springbrunnen als solcher befindet sich hier zu unseren Füßen. Es besteht ein grundlegender Unterschied zwischen dem einen und dem anderen.“

„Ich habe diese Sache hier nicht gebaut“, sagte Mirko, „aber sie gefällt mir. Selten bisher habe ich eine so großzügig angelegte Fontäne gesehen.“

„Einen so großzügig angelegten Springbrunnen“, verbesserte ihn Ilonka.

Nachher tranken sie im Gartenlokal der tausend Lampions noch einen doppelten Mokka, Mirko blickte eine gute halbe Stunde lang in die schönen, klugen Augen Ilonkas, und auf dem Heimweg sagte sie: „Sei nicht böse, Mirko, daß ich dir vorhin widersprach. Aber sieh, ich verstehe etwas von diesen Dingen, ich habe acht Semester Technikum hinter mir, und im Frühjahr gehe ich nach Pakistan, wo ich beim Bau eines Indus-Staudammes mitarbeiten werde. Oder magst du keine studierten Mädchen?“

„O doch, sehr!“ versicherte Mirko.

Später, daheim in seinen vier Wänden und zwischen den Käfigen und Aquarien seiner kleinen Tierhandlung in der Straße der korrekten Gebrauchswarenhändler, dachte er lange darüber nach, wie er wohl wirklich zu studierten Mädchen stünde. Mirko war ein einfacher Mann, nicht mehr sehr jung und immer noch unbeweibt, einer der korrektesten Männer der Straße überhaupt, und so kam er bald zu dem Schluß, daß gegen so hübsche studierte Mädchen wie Ilonka an sich nichts einzuwenden sei.

Als dieses Mädchen dann am Sonntag des vierten Advent auf Mirkos Frage, ob man den Heiligen Abend nicht in Mirkos bescheidenem Stübchen über der kleinen Tierhandlung gemeinsam begehen wolle, zustimmend mit dem Kopfe nickte, da war Mirko der glücklichste Mann von der Welt.

Gleich am Tage darauf lief er ins Kaufhaus des großen Spargedankens und gab sein ganzes Geld aus. Er erstand, was er sah. Lebensmittel, Süßigkeiten und Konfekt. Kosmetische Artikel für die Geliebte, Rauchwaren für sich und Spirituosen für beide. Zu guter Letzt kaufte er noch einen schönen großen Weihnachtsbaum mit sehr ebenmäßigen, vollen Zweigen. Dann aber überkam ihn eine Idee, die – wie ihm schien – die genialste seines Lebens war. Er kaufte zwei Dutzend elektrische Tannenbaumkerzen!

„Wie schön du das alles hergerichtet hast!“ sagte Ilonka anerkennend, als sie am Heiligen Abend in dem kleinen Stübchen über der Tierhandlung saßen und die von Mirko zubereiteten Pastetchen aßen.

„Nicht doch“, sagte Mirko. „Es sind nur Kleinigkeiten.“

„All die lieben Geschenke für mich!“

„Winzige Aufmerksamkeiten, sonst nichts.“

„Und dieser herrliche Baum, die strahlenden Lichter!“

Mirko nahm sein Weinglas. „Vierziger“, sagte er.

„Jahrgang vierzig?“ fragte Ilonka, ihr Glas hebend.

„Nicht der Wein“, sagte Mirko, „die Lichter des Baumes. Vierzig Watt. Vierundzwanzig elek-

trische Tannenbaumkerzen je vierzig Watt!“ Sehr stolz sagte er es. Es war eine sehr gute Idee gewesen, eine ganz spezielle Überraschung für seine in der Technik tätige Geliebte. Und es freute ihn, als er Ilonka zu lächeln beginnen sah . . . doch dann war es dunkel im Zimmer!

„Was ist das?“ rief Mirko.

„Vermutlich ein Kurzschluß“, kam Ilonkas Stimme aus der Dunkelheit. „Überbelastung des Stromnetzes. Hast du Sicherungen im Hause?“

„Nein, soviel ich weiß.“

„Oder dünnen Kupferdraht?“

„Unter der Couch“, erwiderte Mirko, „steht mein Werkzeugkasten. Ein alter Schuhkarton. Aber ich glaube nicht . . .“ Er hörte Ilonka aufstehen. „Laß nur“, sagte er, „bemüh' dich nicht. Ich werde Herrn Wischotzki anrufen, den Elektromeister. Er wohnt nur zwei Straßen weiter, ich beliebere ihn seit Jahr und Tag mit Wasserflößen für seine Schwertfische, er wird sofort kommen. Bitte, Ilonka, ich möchte nicht,



daß du . . . du wirst dich schmutzig machen . . . am Heiligen Abend . . .“ Es war ihm peinlich. Er lief auch schon die Treppen hinunter und schloß die Tür zu seinem kleinen Laden auf. Wüstes Geschrei empfing ihn. Die Wellensittiche, Papageien und Kanarienvögel machten einen Höllenlärm, das kleine Rhesusäffchen schrie Zetermordio. „Ruhe, meine Lieben!“ sagte Mirko. „Herrchen will nur mal telefonieren.“ Er wählte die Nummer des Herrn Wischotzki.

„Hier Wischotzki!“ meldete sich der Elektromeister am anderen Ende der Leitung in der Straße der pflichtbewußten Handwerker.

„Ja, hier spricht Makolitsch, Mirko Makolitsch aus der Straße der korrekten Gebrauchswarenhändler. Frohes Fest, Herr Wischotzki! Was machen die lieben Schwertfische?“

„Es geht ihnen gut“, sagte der Elektromeister, „bis auf Ibrahim, das rotgescheckte Männchen mit dem doppelschwertigen Schwanz. Er ist in letzter Zeit sehr kurzatmig. Vielleicht nur eine vorübergehende Schwächeerscheinung. Auch Ihnen ein frohes Fest, Herr Makolitsch! Am zweiten Feiertag hätte ich dann gern wieder ein paar Wasserflöße. Na, sagen wir am dritten, so lange werden sie reichen . . .“

„Es handelt sich um meinen Weihnachtsbaum!“ rief Mirko plötzlich in die Muschel. „Es hat einen Kurzschluß gegeben, Herr Wischotzki. Wie aus heiterem Himmel.“

„Einen Kurzschluß?“ fragte der Elektromeister zurück. „Das ist dumm, Herr Makolitsch. Da Sie jedoch, wie Sie sagen, einen Weihnachts-

baum haben, ist der Schaden nicht allzu groß. Ich meine, Sie könnten sich damit behelfen, Sie müssen also nicht unbedingt im Dunkeln sitzen.“

„Es handelt sich aber um einen elektrischen Baum, Herr Wischotzki“, sagte Mirko, „um einen Baum mit zwei Dutzend elektrischen Lichtern je vierzig Watt, und ich dachte, daß Sie herkommen würden, um den Defekt zu beheben . . .“

„Aber ich bitte Sie, Herr Makolitsch! Am Heiligen Abend! Wir sitzen hier im trauten Familienkreise und begehen das Weihnachtsfest, wie Sie sich werden denken können. Was Sie da von mir verlangen, ist ein Ding der Unmöglichkeit!“

„Auch ich“, sagte Mirko, „bin nicht allein zu Hause. Trauter Familienkreis wäre in meinem Falle vielleicht nicht der richtige Ausdruck, aber ich habe immerhin eine Geliebte zu Gast. Und es ist mir sehr peinlich, daß diese Kurzschlußgeschichte passieren mußte. Meine

Geliebte, müssen Sie wissen, hat nämlich acht Semester Technikum hinter sich. Sie geht im Frühjahr nach Pakistan. Es handelt sich um den Bau eines Indus-Staudammes. Vielleicht sagt Ihnen das etwas, Herr Wischotzki!“

„Das sagt mir überhaupt nichts!“ erwiderte Herr Wischotzki. „Warum lassen Sie den Schaden nicht durch Ihre technische Geliebte beheben?“ Damit hängte der Elektromeister aus der Straße der pflichtbewußten Handwerker ein.

Als Mirko – ziemlich niedergeschlagen, wie sich denken läßt – wieder nach oben kam, saß Ilonka am Tisch und aß Pastetchen. Sie hob ihr Weinglas und sagte: „Na, Mirkoschatz, was sagst du nun?“

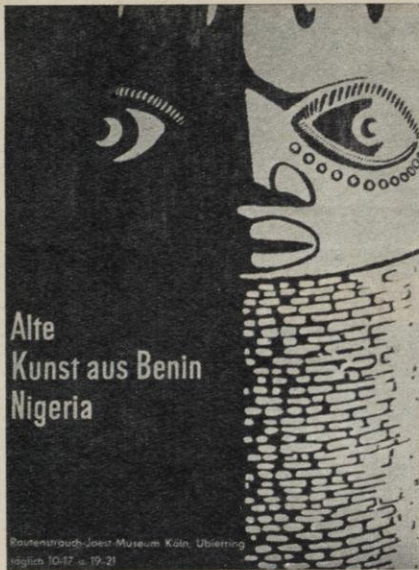
„Ja, aber . . .“, begann Mirko und starrte auf seinen Weihnachtsbaum, starrte auf die vierundzwanzig erloschenen elektrischen Glühbirnen und auf ein halbes Dutzend brennender Kerzenstummel.

„Ist das nicht viel hübscher“, lächelte Ilonka, „viel weihnachtlicher? Ich fand diese Kerzenstummelchen in deinem Werkzeugkasten.“

„Ja“, sagte Mirko, setzte sich zu Ilonka und nahm sein Glas. „Ja“, sagte er, „das ist wirklich viel hübscher, viel weihnachtlicher . . .“

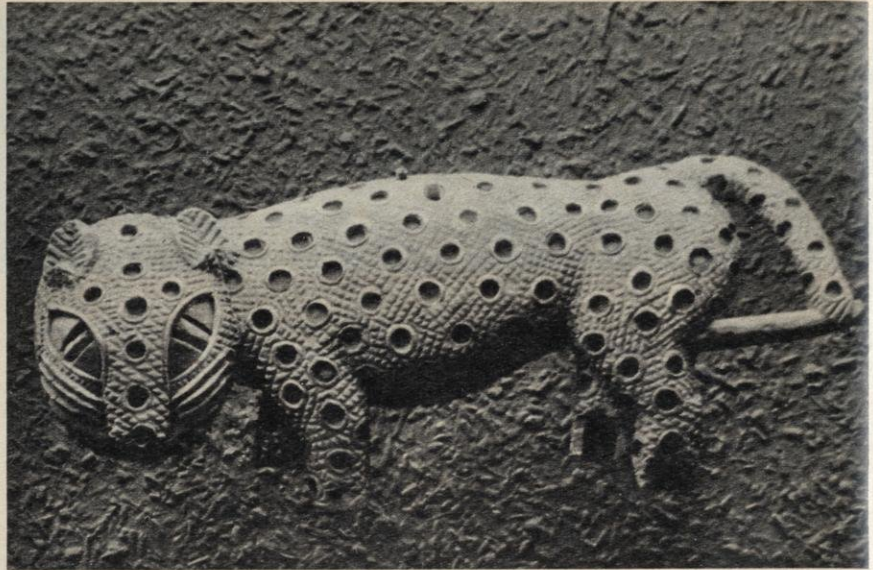
Illustration: Bernhard Müller

Allen
Lesern
und
Freunden
ein
frohes
Fest!



Alte Kunst aus Benin Nigeria

Rautenstrauch-Joest-Museum Köln, Ubierring
edglich 10-17 u. 19-21



Leopard, Elfenbeinschnitzerei



Kopf eines königlichen Ahnen, Denkmal aus Benin 19. Jahrhundert

In den letzten Jahren wird sehr viel über „Entwicklungsländer“ geredet. Die Weißen nehmen dabei nicht selten eine etwas hochmütige oder auch bemitleidende Haltung ein. Daß aber im „finsternen Kontinent“ Afrika einst eine hohe Kultur geblüht hat, davon weiß mancher nichts. Zur Not werden die ägyptischen Pyramiden und Sphinxen, also Kunstwerke im Norden Afrikas, anerkannt. Im Zuge der deutschen expressionistischen Bewegung zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde es sogar Mode, sich Negerplastiken aus Holz aufzustellen oder seine Wohnung mit Idolen zu dekorieren. Als Reaktion auf eine Periode der verfeinerten westlichen Zivilisation liebte man den urwüchsigen Ausdruck dieser „primitiven Völker“. Daß es, und zwar gerade bei der schwarzen Bevölkerung, auch technisch außerordentlich raffinierte Bronzekunstwerke gab – wir meinen, aus dem Königreich Benin, im heute gleichnamigen Landkreis in Westnigeria –, die getrost z. B. neben der Porträtplastik der europäischen Renaissance bestehen können, daß diese Bronzen von künstlerisch hervorragendem Wert sind, ist heute – rund 70 Jahre nach deren Entdeckung – leider noch immer zu wenig bekannt.

Diese für uns wichtige, eigentlich zweite „Entdeckung“ hat – wie so oft in der Geschichte – einen düsteren, blutigen Hintergrund. Die erste fand zur Zeit der großen portugiesischen Seefahrer statt, da Europäer mit Benin einen friedlichen Handel trieben. Über jene Entdeckung, die das Wissen über die Kultur von Benin der modernen Welt übermittelte, berichtet der Engländer Philip Dark in seinem in Prag 1960 erschienenen Buch:

„... im Jahre 1892 hatten die Briten mit dem König von Benin einen Handelsvertrag abgeschlossen, aber ihre Versuche, im Land selbst Fuß zu fassen, blieben erfolglos. Daraufhin entschloß sich der britische Vizekonsul im Protektorat Oil Rivers, Phillips, im Jahre 1896 nach Benin zu reisen. Boten, die er zum Iba (dem „heiligen und göttlichen König“) entsandte hatte, brachten den Bescheid, Phillips möge seinen Besuch aufschieben, da der König die alljährlichen Opferriten zu Ehren seiner Ahnen verrichtete. Trotz dieser ungünstigen Antwort, deren Richtigkeit von ortsansässigen Ratgebern bestätigt wurde, machte sich Phillips in Begleitung von acht Engländern

und 280 Trägern auf den Weg. Nach einer etwa 100 Kilometer langen Bootsreise durch die verschlungenen Buchten erreichten sie Gwato, den Hafen von Benin. Die Gruppe stieg an Land und zog durch den Busch der Stadt Benin entgegen. Nachdem sie etwa 22 Kilometer zurückgelegt hatte, wurde sie überfallen. Außer zwei Europäern und etwa 40 Trägern aus dem Stamm Jekri wurden sämtliche Teilnehmer getötet. Diese Nachricht erreichte am 10. Januar den Oberbefehlshaber des Kapgeschwaders Admiral Rawson in Kapstadt. Mit bemerkenswerter Eile wurde innerhalb von 29 Tagen eine Strafexpedition ausgerüstet, und eine Landungstruppe von 700 Mann, die man aus dem Umkreis von 4000 Meilen zusammengezogen hatte, eroberte am 17. Februar 1897 die Stadt Benin ...“

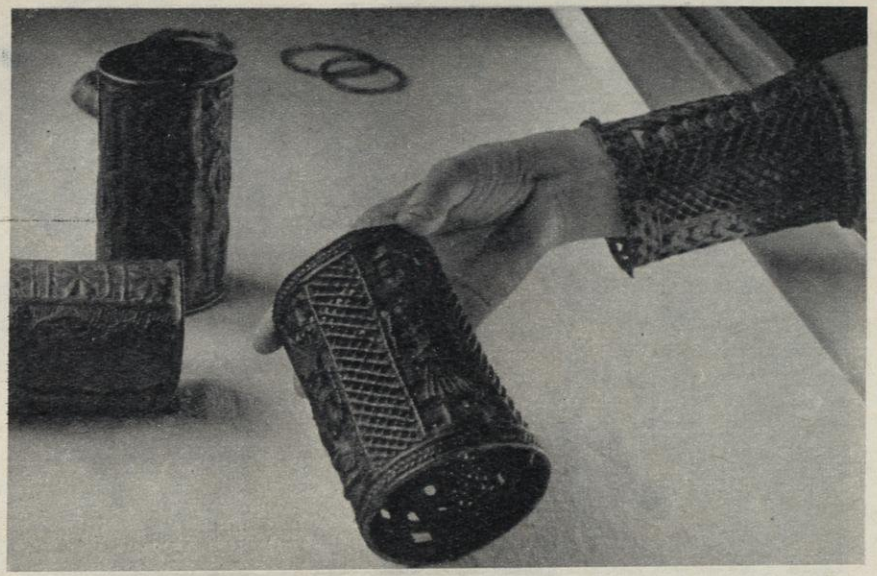
Dies war das Ende einer hohen afrikanischen Kultur und der Anfang eines „Exportes“ von afrikanischen Kunstgegenständen in alle Welt.

Die Zeremonien und Götterverehrungen, staatliche Kulthandlungen, waren wichtiger religiöser Mittelpunkt, um den sich das Leben dieses Volkes drehte, und sie waren auch Ausgangspunkt für eine reiche künstlerische Tätigkeit. So wurden die Altäre für die verstorbenen Ibas, die göttergleichen Könige, mit Bronzeglocken und bronzenen Denkmalköpfen geschmückt, in deren obere Partien elfenbeinene Stoßzähne befestigt waren. Auch diese Stäbe waren kunstvoll verziert mit Figuren von Königen und mythologischen Szenen. Die Tänzer trugen an jenen Tagen über den Kopf gestülpte Bronzemasken. Die Altäre der Mutter des Iba erhielten bronzene Hähne; während die vielen hundert Metallplatten mit eindrucksvollen Reliefs oder Gravierungen, die man in Benin gefunden hat, an Pfeilern festgenagelt waren. Auf diesen entdeckt man neben Darstellungen von Häuptlingen auch Figuren in portugiesischer Kleidung, wie sie etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts getragen wurde. Trotz der Abbildung von Portugiesen ist nicht anzunehmen, daß der europäische Einfluß auf die Benin-Kunst allzugroß gewesen sein mag. Vielmehr ist man heute der Ansicht, daß diese auch technisch hervorragende Kunst von Bronzegebern aus Ife, der 170 Kilometer landeinwärts gelegenen Stadt, angeregt worden ist. Dies mag etwa im 13. bis 15. Jahrhundert

Bronzeköpfe königlicher Ahnen. 19. Jh.



Bronzehahn vom Altar der Mutter eines Iba



Bronzereifen mit abstrakten und figuralen Ornamenten

Diener in Adorantenstellung, Bronzefigur 18. Jahrhundert



geschehen sein, als bei uns die Gotik blühte und zu Ende ging und die Renaissance, die gerade den Werkstoff Bronze bevorzugte, begann.

Die Überlieferung besagt, daß ein berühmter Künstler von Ife nach Benin gesandt wurde, um den Bini das Gießen der Bronze beizubringen. Er wurde der Gründer der Körperschaft der Messingschmiede und ist nach seinem Tode zum Gott erhoben worden. Auch dem Gott des Eisens und der Metalle, Ogu, wurden natürlich Altäre geweiht, die besondere Kostbarkeiten aufwiesen. Ja, es wird berichtet, daß es in jeder Schmiede einen Ogu-Altar gegeben haben soll, auf dem geopfert wurde, damit die Metallgegenstände gelängen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in Benin Holz und Elfenbein das Material für Schnitzereien abgaben, so wie in anderen afrikanischen Landschaften, und daß der Bronzeuß erst später aufkam. Da jedoch infolge von Zerstörungen durch das Klima und durch Brand besonders die Holzskulpturen aus früherer Zeit vernichtet wurden, während die Bronzeplastiken nicht nur Jahrhunderte überdauert haben, sondern auch von seltener Qualität sind, ist Benin – und natürlich das besagte Ife – zum Symbol einer hochzivilisierten Bronzezeit geworden, einer Kultur, in deren Mittelpunkt König und Hof stehen. In diesem Königreich, einem Staat mit streng geregelter politischer System und sozialer Ordnung, ist auch die Plastik keine Volkskunst, sondern eine höfische Kunst. Auch diese Tatsache wirft ein erhellendes Licht auf jenes Land im „finsternen Kontinent“ und sollte uns zu denken geben, wenn wir von „Unterentwicklung“ von Staaten reden, die einst sehr hoch entwickelt waren.

Günther Ott

Sämtliche hier abgebildeten Kunstwerke (Fotos Udo Hoffmann) stammen aus dem Rautenstrauch-Joest-Museum, das mit etwa 90 Benin-Objekten eine der bedeutendsten Sammlungen besitzt. Das Kölner Museum feiert in diesem Jahr seinen 60. Geburtstag; einige der ausgestellten Stücke wurden bereits 1897, also im Jahre der Eroberung Benins, vom damaligen Kölner Stadtverordneten Eugen Rautenstrauch erworben und später der Stadt geschenkt.



Benin-Häuptling, Bronzeplatte 17. Jahrhundert

Portugiese in der Tracht um 1550, Bronzeplatte aus Benin





FRAGE

7

Eine Szene aus dem Film „Frage 7“. Der Film schildert das Martyrium einer evangelischen Pfarrersfamilie in Mitteldeutschland, deren Sohn, ein begabter Pianist, von der SED in die Propaganda eingesperrt werden soll. Als letzten Ausweg wählt er die Flucht nach Westberlin, während seine Eltern zurückbleiben. Unser Foto zeigt eine Schüler-Diskussion über den Fragebogen, den die Schüler ausfüllen müssen und der für den Pastorensohn (im Vordergrund) zum Schicksal wird. (Fotos: L. de Rochemont / Ufa Film Hansa)

„Wenn du nicht der FDJ beitrittst, darfst du nicht studieren“, droht der Jugendführer (Fritz Wepper) dem Pastorensohn Peter (Christian de Bresson) — eine Szene aus dem Film „Frage 7“, der die Gewissensnot junger Menschen in der Zone schildert und die Methoden der Jugendverführung. Der Film wurde als bester jugendgeeigneter Film mit dem Preis des Berliner Senats, mit dem Preis des Internationalen Katholischen Filmbüros und dem Prädikat „Besonders wertvoll“ ausgezeichnet.

Im kommunistisch regierten Teil Deutschlands ist die Kirche auf eine harte Probe gestellt, steht der Christ, und ganz besonders der junge Christ, im Konflikt mit seinem Gewissen, das ihm zu unterscheiden gebietet zwischen beruflichem Erfolg und religiöser Überzeugung.

Und beides auf einen Nenner zu bringen — so lehrt die Erfahrung — ist „drüben“ nicht möglich. Akzeptiert er die unter kirchenreligiösen Gesichtspunkten abzulehnende Lehre des Kommunismus, so lockt ihn Karriere, staatliche Förderung des Tüchtigen oder ein ruhiges, finanziell relativ gesichertes Dasein, wenn auch freilich um den Preis des Verlustes der geistigen Freiheit und Selbstachtung. Steht ein Christ jedoch zu seiner Überzeugung, hat er also sein wahres Christentum unter Beweis gestellt, so kostet ihn das einen permanenten Kampf mit den Predigern und Akteuren einer autoritären Macht, die ihm nicht selten mit verblüffender Redegewandtheit eine unvorsich-

tige Kritik zu entlocken suchen, um diese dann, entsprechend dialektisch vertieft, gegen ihn, den „Landesverräter“, als Beweismaterial auszuwerten.

Ein Stück Zeitgeschehen, das schon längst verdiente, Thema eines ehrlichen, kritischen Films zu sein und das erst jetzt eine Gestaltung erfuh. Doch nicht Wirtschaftswunderlands einschläfernde Filmproduktion war's — wie vielleicht die letzten gutgläubigen Verfechter des deutschen Kintopps zu hoffen wagten — die dies finanziell zugegeben riskante Projekt ausführte, sondern eine amerikanische Produktionsgesellschaft, der hier in Zusammenarbeit mit der lutherischen Kirche in den USA ein achtbares Werk gelang. Der Film, der in einer Kleinstadt jenseits des Eisernen Vorhangs spielt, leuchtet in das Leben einer mustergültigen Pfarrersfamilie, die an den an sie herantretenden Konflikten zu zerbrechen droht. Da ist Pfarrer Gottfried, der seine kleine Gemeinde nur schwer zusammenhalten kann, da ist seine





Almut Eggert und Christian de Bresson spielen in dem Film „Frage 7“ zwei junge Menschen in der Ostzone, die von der SED in schwere Gewissenskonflikte gebracht werden.

Frau Gerda und da ist beider 15jähriger Sohn Peter, der sehr gut Klavier spielt und dessen sehnlichster Wunsch es ist, später einmal Musiklehrer zu werden. Und nun kommt der Junge eines Tages nach Hause und erklärt seinen Eltern, ein höheres Studium werde nur politisch Einwandfreien offenstehen. Diese politische Qualifizierung ist jedoch nur über die linientreue Beantwortung eines in der Schule ausgeteilten Fragebogens zu erreichen, der über die politische Einstellung des einzelnen Aufschluß geben soll.

Wird der Pfarrerssohn beim Ausfüllen des Fragebogens gegen seine christliche Überzeugung handeln? Dies ist das Kernproblem, das dann überraschend gelöst wird. Mehr sei über den Inhalt des zudem sehr spannenden Streifens nicht gesagt.

Dieser Film besticht durch seine spürbar ehrliche Absicht, eine von routinemäßiger Propa-

ganda freie Gestaltung zu erreichen. Was jedoch seine filmkünstlerische Form anbelangt, so ist ihm diese abzusprechen; die vielen begehrt Prädikate, u. a. auch „Besonders wertvoll“, gelten ausschließlich der vorbildlichen Gesinnung des Films.

Doch sei's drum: Dies ist ein erster Versuch, ein mutiger, ein gelungener Versuch.

Und sollte es vielleicht tatsächlich geschehen, daß der deutsche Film den Ehrgeiz hat, dieses unbedingte Versäumnis nachzuholen, so wäre vorzugsweise Bernhard Wicki der rechte Mann, ein Thema ähnlichen Charakters noch eindringlicher und zudem in künstlerisch ansprechender Form zu inszenieren.

Hans Plück

Rasse

Hören Sie, was ein erfahrener Mensch wie Sammy Davis jr. über sein Leben zu sagen hat: „Das Schlimmste, was einem auf dieser Welt passieren kann, ist ein Neger zu sein und gleichzeitig ein Star. Wenn ich nicht meine Rasse wie einen Mühlstein um meinen Hals hätte, wäre ich heute zwanzigfacher Millionär. Ich habe in letzter Zeit sieben Filme wegen meiner Hautfarbe abgelehnt, weil ich genau abwägen muß, was ich tun kann und was nicht. Aber niemand kann sich selbst entfliehen. Auch ich nicht.“

Statistik

Folgende interessante Statistik möchten wir Ihnen nicht vorenthalten: Vor 10 Jahren gab es in Hollywood 300 Nervenärzte und ganze 40 Psychoanalytiker. Heute gibt es dort ca. 1200 Nervenärzte und 1500 Psychoanalytiker.

Situation 1961

Billy Wilder nahm kritisch Stellung zur Situation des deutschen Films:

„Die deutsche Filmwirtschaft geht unter, weil ihre Erzeugnisse schlecht sind. Die Bundesrepublik ist in der Entwicklung technischer Einrichtungen der Studios um 16 Jahre zurück. Außerdem gibt es so gut wie keinen überdurchschnittlichen Drehbuchautoren. Und ein Drehbuch ist ja schließlich die Grundlage zu einem Film.“

Jugendfilmveranstaltung

Die im Juli 1960 in Gemeinschaftsarbeit des bayrischen Kultusministeriums, des Arbeitskreises „Jugend und Film“ und der WdF Bayern veröffentlichte Hauptliste aller für Jugendfilmveranstaltungen geeigneten Filme wurde dieser Tage um weitere 37 Streifen ergänzt. Es sind nun mittlerweile 432 Filme, die in Sonderveranstaltungen unter pädagogischer Aufsicht der Jugend Bayerns gezeigt werden und für deren Vorführung keine Vergnügungssteuer bezahlt zu werden braucht.

Le Corbusier

Der Schweizer Architekt Le Corbusier plant die Herstellung eines Films in eigener Regie. Der Film wird die Lebensauffassung des modernen Menschen in der Stadt zum Inhalt haben. Ein interessantes Vorhaben – und ein rühmenswertes obendrein, denn Le Corbusier, der übrigens auch die Hauptrolle spielen wird, ist immerhin schon 71 Jahre alt.

Geschick

Für Radiosendungen, die für Länder im sowjetischen Herrschaftsbereich bestimmt sind, engagierte der amerikanische Präsident Kennedy beliebte Filmstars, die in der Sprache ihres Heimatlandes als Sprecher auftreten werden. Für russische Sendungen wurde Kirk Douglas verpflichtet, für Sendungen nach Ungarn Tony Curtis. Bleibt nur abzuwarten, ob man jenseits des Eisernen Vorhangs ebenso ansprechbar auf Filmstars ist wie diesseits.

Film und Jugendkriminalität

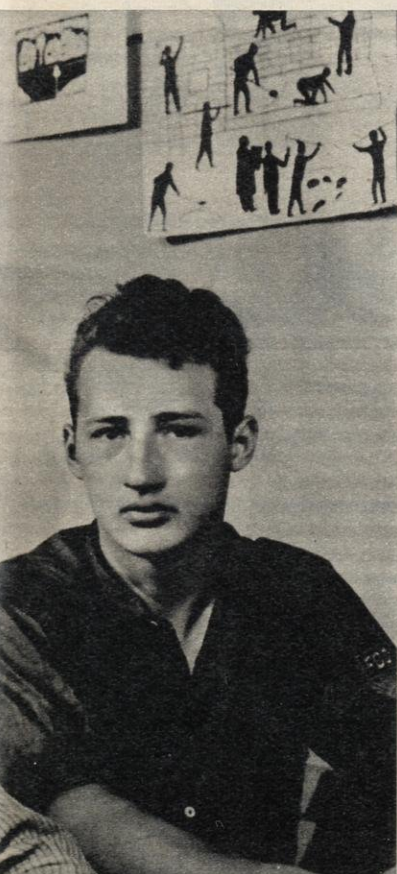
Ein Ausschuß des amerikanischen Senats will nun feststellen, ob die filmische Darstellung von „Gewalt, Sex und Sadismus“ mitschuldig an der hohen Jugendkriminalität in den USA sei. Eine bereits durchgeführte Untersuchung von Fernsehprogrammen auf ähnlich schlechte Einflüsse fiel ungünstig für gewisse Fernsehverantwortliche aus.

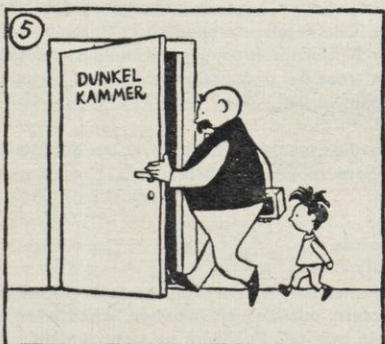
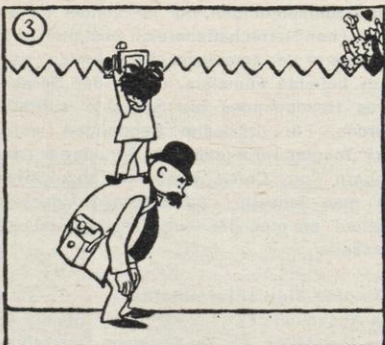
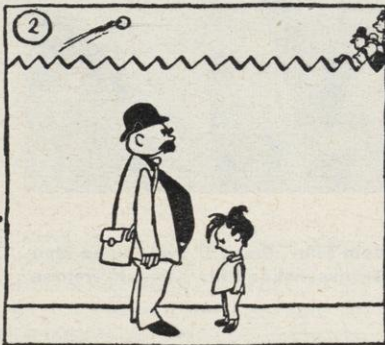
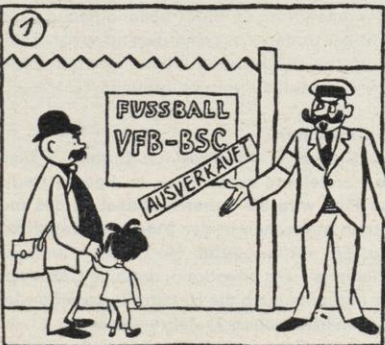
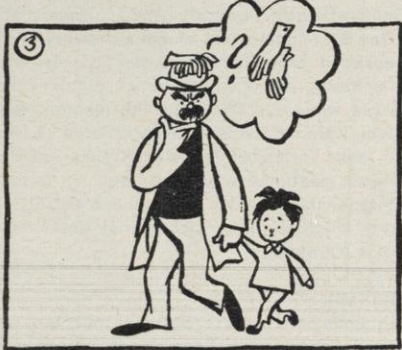
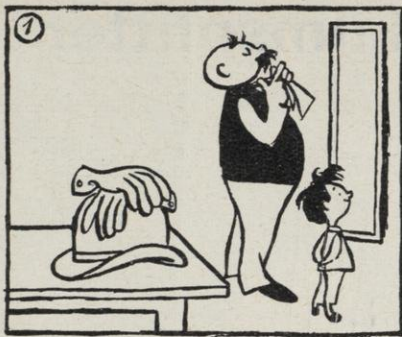
Ob die Ergebnisse aber etwas an der Misere ändern, bleibt abzuwarten.

Pointe

Billy Wilder

Die meisten Filmstars werden zu ihren eigenen Opfern, nur weil sie glauben, wirklich so zu sein, wie das Publikum sie sich vorstellt.





Es gibt also doch Zauberei

Unbeabsichtigte Helden



Aus „Vater und Sohn“

von e. o. plauen

Nachgeholte Freude



Rechte bei Südverlag GmbH Konstanz